

BACHELOR-THESIS

Arbeitslosigkeit und Lebenswelt

Autor: Annett Volkmann
Delpstr. 41
31303 Burgdorf

Matrikelnr.: 20072949
Telefon: 0176 - 55017307

Gutachter: Dr. Rolf Horak
Zweitgutachten: Prof. Dr. Michael Kraus

Datum: 06.09.2010

Inhaltsverzeichnis

Ehrenwörtliche Erklärung.....	3
Einleitung.....	4
1. Geschichtliches.....	6
1.1 Antike.....	6
1.2 Mittelalter, Christentum und das Verhältnis zur Arbeit.....	9
1.3 Moderne/Neuzeit.....	14
2. Arbeit und Lebenswelt.....	17
2.1 Arbeit und Bindung.....	19
2.2 Arbeit und Emotionen.....	23
3. Arbeitslosigkeit in der modernen Gesellschaft.....	27
4. Verarbeitungsformen.....	29
4.1 Typenbilder.....	29
5. Gesundheitliche Folgen der Arbeitslosigkeit.....	34
6. Fazit.....	37
Literaturverzeichnis.....	40

Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, Annett Volkmann, ehrenwörtlich, dass ich die hier vorliegende Bachelor-Thesis zur Erlangung des Grades Bachelor of Science (B. Sc.) mit diesem Thema

Arbeitslosigkeit und Lebenswelt

Selbstständig und ohne unerlaubte Hilfe verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Die Stellen der Arbeit, die im Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Quellen und elektronischen Text- und Datensammlungen (einschließlich das World Wide Web) entnommen wurden, sind durch Angaben der Herkunft kenntlich gemacht. Die Arbeit ist noch nicht veröffentlicht oder als Prüfungsleistung vorgelegt worden.

Stendal, 06.09.2010

Annett Volkmann

Einleitung

In meiner Bachelor-Thesis möchte ich mich mit dem Thema „Arbeitslosigkeit und Lebenswelt“ beschäftigen.

Auf Grund meines Interesses für psychosomatische Erkrankungen und eines Praktikums in einer Rehabilitationsklinik für Psychosomatik habe ich mich für dieses Thema entschieden. Hinzu kommt, dass das Thema Arbeitslosigkeit schon seit vielen Jahren hoch aktuell. In der Klinik wurde oft die Frage nach Berentung gestellt, dabei wurde deutlich, dass viele Menschen körperlich wie psychisch krank sind, aber dennoch den Wunsch hatten, wieder an ihren alten Arbeitsplatz eingegliedert zu werden; es ging in diesem Zusammenhang aber auch häufig um die Folgen von Arbeitslosigkeit.

Somit möchte ich im ersten Kapitel auf die geschichtliche Entwicklung der Bedeutung von Arbeit für die Menschen eingehen, beginnen möchte ich mit der Antike und weiter über die Entwicklungen im Mittelalter zu der Bedeutung für Arbeit in der heutigen Gesellschaft kommen.

Das nächste Kapitel der Bachelor-Thesis gehe ich auf die Lebenswelt ein und hinterfrage, welchen Einfluss hat sie auf die Arbeitslosigkeit hat. Im weiteren wird versucht, die Bedeutung von Arbeit und Bindung heraus zu arbeiten und die Rolle von Emotionen im Bezug auf Arbeit sollen beschrieben werden. Fragen wie z. B.: Welchen Einfluss hat Arbeit auf uns? Gibt es Aspekte, die für eine Bindung zur Arbeit sprechen? Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit sich Arbeitszufriedenheit einstellt? Kann Arbeit mit Emotionen verbunden werden oder sollten diese unter allen Umständen aus der Arbeit herausgehalten werden? Und: Wieso stürzen viele Menschen während der Arbeitslosigkeit in Identitäts- oder Lebenskrisen? sollen beantwortet werden.

Im dritten Kapitel wird ganz allgemein auf die Arbeitslosigkeit in der modernen Gesellschaft eingegangen. Hier wird zunächst geklärt, wer unter die Bezeichnung Arbeitslos fällt. Weiterhin wird auf Arbeitsplatzunsicherheit und Arbeitsplatzunzufriedenheit dargestellt.

Unter Punkt vier soll die Darstellung von Verarbeitungsformen und Typenbilder der Bewältigung und der Lebensformen beinhalten. Dabei sind die Modelle berücksichtigt worden, die häufig in der Literatur genannt werden. So werden z. B: die Haltungstypen von Jahoda aufgeführt, aber auch die Überlegungen von Kronauer sollen dargestellt werden. Ebenso werden die unterschiedlichen Verarbeitungsstile erklärt, die in einer Studie in Anlehnung an Jahodas Untersuchungen durchgeführt wurde. Be- und entlastende Faktoren der Arbeitslosigkeit werden beschrieben und der Umgang mit der

Situation Langzeitarbeitslosigkeit wird Inhalt dieses Kapitels sein. Auch möchte ich kurz auf arbeitslose Jugendliche und deren Verarbeitungsformen betrachten.

Der Punkt 5 befasst sich mit den Folgen von Arbeitslosigkeit. Das Augenmerk liegt dabei auf den psychischen und psychosomatischen Folgen.

Auf den Ergebnissen der vorigen Kapitel basierend möchte ich versuchen, zu zeigen wie Arbeit auf uns wirkt. Dabei werde ich der Frage nach der Überbewertung von Arbeit der heutigen Gesellschaft nachgehen.

Bei der vorliegenden Bachelor-Thesis handelt es sich um eine Literaturlarbeit.

1. Geschichtliches

Da sich in der Literatur keine einheitliche Definition bezüglich Arbeit finden lässt, soll hier ein geschichtlicher Überblick über die Entwicklung des Arbeitsbegriffs, dessen Sinn und Werthhaftigkeit im Wandel der Zeit dargestellt werden. Es wird versucht zu verdeutlichen, wie sich Arbeit und ihre Bedeutung für die Menschen¹ über die Jahrhunderte hinweg entwickelt hat. Was bedeutete Arbeit z. B. in der Antike? Wie entwickelte sie sich im Christentum? Wie gehen wir heute mit Arbeit um und was verbinden wir mit ihr?

1.1 Antike

Innerhalb der geschichtlichen Abhandlungen bzgl. der Arbeit wird häufig Aristoteles und seine – negative – Sicht auf körperliche Verrichtungen angeführt. Jedoch hob Nippel (in Kocka & Offe 2000) hervor, dass nicht nur Aristoteles, sondern auch Xenophon und Platon Handwerker und Kaufleute nicht anerkannten. Die Menschen waren der Ansicht, dass nur die, die unabhängig und somit frei von allen lebensnotwendigen Aufgaben waren, sich den Angelegenheiten der Polis widmen konnten. Wie schon Arendt (2002, S. 22 ff.), weist auch Nippel (ebd., S. 55) darauf hin, dass abhängige Erwerbsarbeit eines freien Mannes unwürdig sei, da sie ihn in eine sklavenähnliche Situation bringe. „Wenn eine Tätigkeit mit der Unterwerfung unter einen fremden Willen verbunden ist, verfällt die Tätigkeit der sozialen Mißachtung“ (Nippel in: Kocka & Offe 2000, S. 61). Versklavt zu werden konnte man nur mit dem Erreichen des Bürgerstatus verhindern.

Da die Arbeit als Lebensweise der Sklaven galt, gab es für Aristoteles „das Leben, das im Genuss und Verzehr des körperlich Schönen dahingeht; das Leben, das innerhalb der Polis schöne Taten erzeugt; und das Leben des Philosophen, der durch Erforschen und Schauen dessen, was nie vergeht, sich in einem Bereich immerwährender Schönheit aufhält“ (zit. nach Arendt 2002, S. 23)

Daher war es im antiken Griechenland nicht möglich, eine Lebensweise zu schaffen, die eines freien Mannes würdig war und gleichzeitig Arbeit beinhaltet. Durch das Verrichten der entstehenden Aufgaben, wie z. B. das Produzieren von Dingen, die

¹ Anmerkung: Wenn im Folgenden von „Menschen“, „Bürger“, „Arbeiter“ etc. die Rede ist, dann sind damit (wenn nicht explizit anders gekennzeichnet), ausdrücklich beide Geschlechter gemeint. Der Verzicht auf die wiederholten Verwendungen beider Formen und die Verwendung des generischen Maskulinums soll der Kürze des Textes und einer erleichterten Lesbarkeit dienen.

lebensnotwendig sind, wären die Bürger unfrei gewesen, denn diese Produktion erzeugt in der Vorstellung des klassischen Hellenismus eine Abhängigkeit von den Bedürfnissen der Menschen. Somit wurden Nützlichkeit und Notwendigkeit von den Griechen mit Abhängigkeit gleichgesetzt; Abhängigkeit und ein freies (unabhängiges) Leben in der Polis schlossen sich jedoch gegenseitig aus (vgl. Arendt 2002, S. 23).

In bestimmten griechischen Stadtstaaten gab es Beschränkungen des Bürgerrechts. Die sich auf einen bestimmten Mindestbesitz, speziell an Grundbesitz bezogen, den die Bürger nachweisen mussten. Somit waren die Menschen, die auf Erwerbsarbeit angewiesen waren, am ehesten von dem Ausschluss betroffen.

Die Entwicklung des Bürgerstatus schloss aus, dass man in der eigenen Gesellschaft versklavt wurde. Dies hatte zur Folge das Kaufsklaven angeboten wurden, die von außerhalb kamen. Während in der Zeit um Aristoteles die freien Handwerker häufig auch vom Erlangen des Bürgerstatus ausgeschlossen waren, ließen die Spartaner ihr Land von Staatssklaven bewirtschaften, denn die Vollbürger in Sparta durften keiner gewerblichen Arbeit nach gehen. Somit konnten sich alle, die als Vollbürger anerkannt waren, der Kriegstätigkeit zuwenden (vgl. Nippel in Kocka & Offe 2000, S. 57).

Ein Großteil der Menschen waren zu dieser Zeit Kleinbauern. Ihnen war Grundbesitz und damit der Bürgerstatus vorenthalten. Die Erwirtschaftung der Kleinbauern reichte selten zur Sicherung des Lebensunterhalts. Ein Teil der Produkte verkauften sie auf dem Markt, um andere Artikel einkaufen zu können. Es kann dennoch nicht ausgeschlossen werden, dass die Bauern keine „auf Autarkie des Haushalts ausgerichtete Wirtschaft betrieben.“ (Nippel in Kocka & Offe 2000, S. 58). Eine Arbeitsteilung nach dem Geschlecht wurde hier zum Teil aufgehoben, da die Aufgaben der Frauen nicht nur auf das Haus beschränkt waren (vgl. Nippel in Kocka & Offe 2000, S. 58).

Sklavenarbeit war während aller Epochen in der Antike an der Tagesordnung. Es wird angenommen, dass viele Bauern in Athen grundsätzlich ein bis zwei Sklaven besaßen. Weiterhin wird vermutet, dass es schon immer freie Bauern gab, die sich als Saisonarbeiter anboten oder als Tagelöhner ihr Geld verdienten (vgl. ebd.).

Der große Anteil der nicht- und unterprivilegierten Bürger legte in der gewerblichen Produktion den gesellschaftlichen Status der abhängigen Erwerbsarbeit fest.

Dass Lohnarbeit mit dem Status eines freien Bürgers nicht zu vereinen war, wurde bereits erwähnt. Es gab jedoch einzelne Personen, die gegen die Gleichsetzung von Lohnarbeit und sklavenähnlichen Arbeiten waren. Grundsätzlich wurde jedoch möglichst vermieden solche Beschäftigungen einzugehen. Plutarch habe Perikles die Absicht

unterstellt, mit dem von ihm durchgesetzten Programm für die Tempelbauten die Beschäftigungsverhältnisse der Bürger zu verbessern zu wollen. Diese Auswirkung sind jedoch nur sehr begrenzt eingetreten, denn bei den Tempelbauten haben nur wenige Handwerker gearbeitet. Zudem kam, dass diese Handwerker nicht nur Bürger, sondern auch Metöken² und Sklaven waren. Die Deutung Plutarchs lässt vermuten, dass ein Zusammenhang zwischen staatlichen Baumaßnahmen und der Beschäftigungssituation der Bürger gesehen wurde (vgl. ebd., S. 62). Weiterhin könnten später die Kaiser Arbeitsbeschaffung als Nebenzweck gesehen haben. Die Bauten der Kaiser wurden zum größten Teil von deren Sklaven erstellt. In Untersuchungen zur Sklavenarbeit gab es keine Anzeichen dafür, dass diese als Konkurrenz empfunden wurde. Auch Forderungen nach deren Einschränkung oder einer bevorzugten Beschäftigung von Bürgern bei öffentlich vergebenen Arbeiten wurden nicht erhoben. Dies belegen Abrechnungen über Tempelbauten in Athen, bei denen Bürger, Metöken und Sklaven zu jeweils gleichem Lohn beschäftigt wurden.

Durch die verbesserten Lebensverhältnisse im Laufe der Zeit, könnte den Prozess der Anerkennung von Erwerbsarbeit gefördert haben (vgl. ebd., S. 63 f.).

Ax (2009) ist der Ansicht, dass uns das feudale Denken aus der Antike noch heute beeinflusst. Sie beschreibt, wie auch Arendt (2002), dass lebensnotwendige Arbeiten den Sklaven und Fremden überlassen wurden (vgl. Ax 2009, S. 37 sowie Arendt 2002, S. 100). Generell habe die Ansicht vorgeherrscht, dass jeder, der sich der Sklaverei nicht durch Freitod entzog, selbst an seinem Schicksal schuld sei. Die Sklaverei kann als ökonomisches Rückgrat in der Antike bezeichnet werden (vgl. Ax 2009, S. 38).

Zur Zeit des Hellenismus (334 v. Chr. – 30 v. Chr.) entwickelten sich Vereine von Handwerkern und Kleinhändlern. In diesen Vereinen fanden sich Mitglieder einer bestimmten Berufsgruppe zusammen. Dieser Zusammenschluss diente zum einen der Geselligkeit, bot den Vorstehern jedoch auch die Möglichkeit, soziale Ehrenpositionen zu erreichen. Ob diese Vereine als Vorläufer der Gilden gelten können, indem sie sich eine Berufsehre gaben, bleibt in der Literatur unbeantwortet (vgl. Nippel in: Kocka & Offe 2000, S. 64).

² Griechisch metoikos, „Mitbewohner“; im alten Athen ständig wohnende Fremde unter Staatsschutz und mit gewissen Vorrechten, ohne Bürgerrecht, aber steuer- und wehrpflichtig. Sie bildeten etwa ein Drittel der Bürgerschaft. In ihren Händen lag ein großer Teil des Handels, Gewerbes und der freien Berufe, und viele brachten es zu Wohlstand und Ansehen.

1.2 Mittelalter, Christentum und das Verhältnis zur Arbeit

Wie entwickelten sich die Ansichten zur Arbeit innerhalb des Christentums weiter?

Mit dem Erscheinen des Christentums änderte sich vieles. Was in der Antike noch abgelehnt wurde, sollte nun gesellschaftsfähig werden. In den frühchristlichen Gemeinden gab es durchaus die Aufforderung zur Arbeit. Im Mittelalter bestand die Pflicht, für jeden, der sich länger als drei Tage an einem Ort aufhielt, zu arbeiten. Ein Grund dafür ist im Alten Testament zu suchen, in dem Arbeit als ein Gebot Gottes festgeschrieben wird.

Die christlichen Gemeinden hatten die Aufgabe, Arbeiten zu vermitteln und Arbeitsnachweise zu erstellen. Die Personen, die Arbeit verweigerten, wurden umgehend aus der Gemeinde ausgeschlossen. Hier muss in diesem Vorgehen jedoch auch die Situation der Gemeinden gesehen werden. Sie waren auf die Unterstützung der Bewohner bei der Finanzierung der Priester und Missionare angewiesen. Ein Teil war auch für die Armenpflege, also die wirklich Bedürftigen, vorgesehen (vgl. Nippel in: Kocka & Offe 2000, S. 65). „Das Denken und Sprechen über Arbeit vollzog sich immer im Kontext des Denkens und Sprechens über Armut.“ (Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 68).

Im Neuen Testament werden Berufe wie z. B. Fischer oder Zöllner erwähnt, aber auch andere Tätigkeiten und Personen mit alltäglichen Berufen, die als schmutzig und unwürdig angesehen wurden, tauchen darin auf. Oexle weist darauf hin, dass Jesus und seine Jünger als Handwerker tätig waren und dass der Evangelismus bei seiner Verkündung sogar mit körperlicher Arbeit auf eine Ebene gestellt worden sei. Denn „der Jünger ist Arbeiter für die Ernte, er ist Arbeiter im Weinberg, er ist als Arbeiter seines Lohnes wert.“ (zit. nach Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 69; vgl. ebenfalls Matt. 20, 1-16). Durch diese hohe Schätzung körperlicher Arbeit wurde ein grundlegendes Kriterium gesellschaftlicher Unterscheidung und Herabwürdigung der Arbeit zerstört, das durch die griechisch-römische Welt gelebt wurde (vgl. Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 69). Die Frage bleibt, wie sich diese Veränderungen nach jahrhundertalter Tradierung durchsetzen konnten und wie die Menschen damit umgehen konnten?

Zunächst galten als arm nicht nur die Menschen, die absolut nichts hatten und sich ihren Lebensunterhalt selbst nicht erwirtschaften konnten. Als arm wurden auch Menschen bezeichnet, die nicht tagtäglich einer Erwerbsarbeit nachgehen konnten, wie z. B. Gelegenheitsarbeiter oder Tagelöhner. Auch die Ansicht, dass nur Menschen in der Lage sind, sich mit politischen Sachverhalten zu befassen, die von der körperlichen Arbeit befreit sind, wurde verworfen und nun gegenteilig gelebt. Diese Veränderungen

vollzogen sich nicht abrupt, sondern sind das Ergebnis eines langen Prozesses der viele Gegensätzliche Meinungen enthielt.

Im Laufe der Zeit wurden zum einen die Denkformen der Antike zunehmend abgelehnt, die maßgebenden Texte, z. B. von Cicero, jedoch immer wieder rezitiert. Andererseits gab es diese Spannung aber auch gegenüber den Schriften des Christentums. Diese enthalten zwar die Einhaltung der ständischen Ordnung, die jedoch im Zeichen Gottes wieder aufgehoben werden kann. Auch die sozialen Unterschiede waren davon immer betroffen, die durch Arbeit und Armut hervorgerufen werden. Grundsätzlich wurde körperliche Arbeit jedoch anerkannt (vgl. Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 70 f.).

In den Schriften des Augustinus lassen sich Aufzeichnungen über die Arbeit und das Leben der Mönche finden. Anweisungen zur Arbeit beinhalten auch die Regeln Benedikts. Die bekannteste Regel, aus dem 6. Jahrhundert, definierte das Leben im Kloster als Arbeit in einer Werkstatt (vgl. ebd., S. 71).

Hartmann (in: Kreutzer & Bohmeyer 2001, S. 23) weist in seinem Text auf den Kirchenhistoriker Dörries hin. Dörries stellte fest, dass in der ältesten Form des christlichen Mönchtums Arbeit keine Normalität darstellte, es jedoch Gründe gab, die das gänzliche Ablehnen verhinderten. Dazu gehörte zum einen, dass sie Arbeit als Entspannung erlebten, und zum anderen, dass sie der Lebenserhaltung diene. Beide Gründe wurden jedoch als negativ erlebt. Es gab aber auch positive Ansichten gegenüber Arbeit, hierzu zählen der Pflicht- und der Verdienstgedanke. Arbeit wurde schlicht als Pflicht im Leben der Mönche angesehen. Aus dem Verdienstgedanken kann geschlussfolgert werden, dass die Mönche der Arbeit einen bestimmten Wert zuschrieben. Die Tatsache, dass sie dadurch Nahrung zur Verfügung hatten, wurde somit positiv bewertet. Sie sahen Arbeit als genügsame Übung, wie z. B. Fasten, an. Sie diene nicht eigenen Interessen oder als Mittel, um Anerkennung zu erhalten, sondern war stets dem Gottesdienst untergeordnet (vgl. Dörries erwähnt bei Hartmann in: Kreutzer & Bohmeyer 2001, S. 24).

Während es Pachomius (um 298) für selbstverständlich hielt, dass die Mönche arbeiten, wird bei Basilius von Caesarea (330 – 379) Arbeit mehrfach thematisiert und mit der Frage zusammengebracht, ob Arbeit wirklich wichtig sei. Dies wird letztendlich bejaht. Arbeiten wurde neben den Gebeten akzeptiert, die Arbeit musste jedoch effektiv sein. Im Laufe der Zeit wurde sie zunehmend akzeptiert und sogar erwünscht, wenn ein Mönch ein Handwerk erlernte (vgl. Hartmann in: Kreutzer & Bohmeyer 2001, S. 25 ff.).

Aus den Schriften des Augustinus (354 – 430) stammt erstmals ein Werk, das sich konkret auf Arbeit bezieht. Diese Schrift verfasste er auf Wunsch des Bischofs Aurelius von Carthago, der Grund war, dass einige Mönche die Handarbeit ablehnten und sich ausschließlich der geistigen Tätigkeit widmeten. Obwohl Aurelius sowohl positive als auch negative Aspekte aufführte, unterstützte er letztendlich doch die positive Bewertung (vgl. ebd., S. 28).

Johannes Cassianus (360 – 435) widmete sich in zwei Werken ausgiebig dem Thema Arbeit. In diesem Zusammenhang befasste er sich mit der Verdrossenheit, diese sah er als Laster und als direkte Folge von Nichtarbeit an. Die Konsequenz, die er zog, war, dass nur Arbeit das Heilmittel sein konnte (vgl. ebd., S. 30 f.).

Auch Benedikt von Nursia (480 – 547) vertrat die Ansicht, dass Nichtarbeiten den Menschen schade. Daher entwickelte er einen Tagesablaufplan für die Mönche, in diesem wurden sowohl Gebete, Lesungen als auch Arbeiten in feste Zeitfenster eingebaut. Dieser Ablaufplan war zusätzlich nach Jahreszeiten eingeteilt und verbreitete sich seit dem 7. Jahrhundert immer mehr in den Klöstern. Er fand die Akzeptanz und damit die Unterstützung der Päpste und Könige. Benedikt ging jedoch ebenfalls davon aus, dass die Mönche nicht in der Lage seien, sich durch die Arbeit ihren Lebensunterhalt selbst zu beschaffen (vgl. ebd., S. 32 f.).

Im 11. und 12. Jahrhundert setzte sich eine arbeitsteilige Gesellschaft durch. Hier sei besonders auf die gesellschaftliche Ordnung hingewiesen, bei der sich eine funktionale Dreiteilung vollzogen hat, das heißt, es bildeten sich drei Stände heraus – die Kleriker, die Ritter und die Arbeiter. Durch das Bestehen und Interagieren dieser drei Stände untereinander entstand Gesellschaft und Arbeit wurde erstmalig als gesellschaftsnotwendig erachtet (vgl. Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 72).

Der Stand der Arbeiter umfasste im 11. Jahrhundert zunächst nur die Arbeit der Bauern, später wurden diesem Stand auch Kaufleute und Intellektuelle zugeordnet. Der Stand der Arbeiter wird als der ‚dritte Stand‘ beschrieben und war den beiden anderen Ständen immer untergeordnet. In der Folge entwickelten sich Gilden und Zünfte und im Spätmittelalter Vereinigungen der Handwerksgesellen. Wurde ein Kaufmann in der Antike noch als eine niedere, ungeachtete Person wahrgenommen, änderte sich dies im 11. Jahrhundert insofern, als dass er als ehrlich angesehen und seine Arbeit, die vorher lediglich als Tätigkeit galt, nicht mehr verachtet wurde (vgl. ebd., S. 73).

Die positive Beurteilung von Arbeit setzte sich fort – von den Klerikern über Thomas von Aquin, den Reformern bis hin zu Franziskus von Assisi, der sich wünschte, dass alle Menschen eine Handarbeit ausüben sollten und die, die noch keine

beherrschen, eine lernen müssten – nicht weil sie dafür einen Lohn erhalten, sondern weil man sich damit unter anderem die Langeweile vertreiben könne.

In dem 1. Brief der Korinther, heißt es, dass jeder den Beruf ausüben soll, zu dem er berufen wurde. Ein späterer Wechsel des Berufes wird ausgeschlossen. Weiter heißt es in dem Brief, dass man für seine Arbeit alles annehmen dürfe, was man benötigt, um die Arbeit gut zu machen, jedoch kein Geld (vgl. ebd., S. 75).

Im Weiteren verbreiteten sich ab dem 14. Jahrhundert viele Handwerkskünste. Die Zünfte differenzierten die Arbeitsteilung immer weiter. Somit wurden mit dem Zunftwesen die Ansprüche zunehmend eingegrenzt, d. h. es durften z. B. nur Holzschuhmacher Holzschuhe anfertigen; es war ihnen untersagt, Schuhe aus Leder herzustellen. „Es bestanden sozial kontrollierte und hoch regulierte Märkte“ (Ax 2009, S. 66). Die Zünfte hatten aber auch die Aufgabe, sich um Kranke, Waise, Witwen und Alte zu kümmern. Zünfte waren ebenso Bruderschaften, wer zu ihnen gehörte, fand an jedem Ort „einen Familienersatz und ein Minimum an sozialer Fürsorge“ (Ax 2009, S. 152). Weiterhin muss beachtet werden, dass es im Mittelalter sehr viele kirchliche Feiertage gab und so für Freizeit gesorgt war. Das Leben auf dem Land ist jedoch weiterhin sehr arbeitsreich und abhängig vom Wetter und dem Wechsel der Jahreszeiten. Im Vordergrund der bäuerlichen Gesellschaft stand der Nutzen der Arbeit (vgl. Ax 2009, S. 93).

Die Nähe zu Gott war zur Zeit des Mittelalters nichts Ungewöhnliches und kann als Ausdruck eines Lebensgefühls dieser Epoche beschrieben werden. Die Arbeit diene Gott, dabei durfte das eigene Ego nicht im Zentrum der Arbeit stehen, sondern es ging dabei um den Dienst sowie die „Unterordnung unter den schönen und wahren Gedenken“ (Ax 2009, S. 153).

Das 14. und 15. Jahrhundert kann als die Krise des Spätmittelalters bezeichnet werden, da sich zu dieser Zeit einschneidende Veränderungen ergaben. Dies waren Veränderungen der bisherigen Denkformen und somit entstand eine neue Gesellschaft. Ebenso bildeten sich neue Institutionen heraus. Mit diesen Veränderungen wandelte sich auch das Verhältnis von Arbeit und Armut. Die positive Bewertung von Arbeit stieg zu dieser Zeit nochmals an (vgl. Oexle in Kocka & Offe 2000, S. 76 f.). In einer Ausführung von Frank Rexroth heißt es, dass unter dem Einfluss des hundertjährigen Krieges sowie der Pest seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in London ein Arbeitskräftemangel auftrat. Dies habe das „Milieu der Nacht“, auch „arbeitsscheue Elemente“ genannt – Bettler, Diebe, Verbrecher, Prostituierte und Zuhälter –, hervorgebracht. Die Konsequenz war, dass bestimmte Schichten der Bevölkerung diskriminiert und ausgegrenzt wurden. Man entwickelte Methoden, um diese Menschen zu kontrollieren und zu disziplinieren. So

entstanden Institutionen, die die Kontrolle dieses Milieus zur Aufgabe hatten, hierzu gehörten auch Armenhäuser (vgl. ebd.).

Die Auswirkungen dieser Prozesse sind, dass auf dem Gebiet Arbeit und Armut eine neue Dreiteilung entstand. Man unterschied nun zwischen Menschen, die arbeiteten, und Menschen, die arbeitswillig, jedoch nicht fähig waren. Diese beiden Gruppen wurden zudem von einer dritten Gruppe unterschieden, nämlich von den Menschen, die als arbeitsfähig eingeschätzt wurden, aber als arbeitsunfähig galten (vgl. ebd., S. 77). Diese Unterscheidungen wurden zu einem großen Thema der spätmittelalterlichen Gesellschaft und die Kontrollen der Armut nahmen unter dem Deckmantel der Arbeit immer weitere Ausmaße an. Dieses Vorgehen wurde damit begründet, dass die Armenhäuser Vorschriften bekamen, nach denen sie nun die Menschen in arbeitsfähig und -unfähig unterscheiden mussten. Weiterhin durften nur noch die Personen betteln, die von der Stadt ein Bettelzeichen bekamen. Durch diese ‚pädagogischen‘ Maßnahmen wurden für die Armen Moral- und Verhaltensnormen aufgestellt. In diesen hatte die Pflicht zur Arbeit oberste Priorität, aber auch „die Pflicht zu Fleiß, Ordnung, Mäßigung und Disziplin“ (Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 77) wurden damit verbunden. Diese Veränderungen, waren in ganz Europa festzustellen. Arbeit wurde nunmehr nicht nur als nützlich und notwendig erachtet, man sah nun in ihr auch den Selbstzweck, Macht, menschliches Glück sowie einen Weg zu Reichtum (vgl. Oexle in: Kocka & Offe 2000, S. 77 f.).

Die Armenfürsorge wurde zum Instrument der Arbeitserziehung. Sie galt nach dem Veränderungsprozess als Mittel gegen Armut. Almosen für Bettler, die man für arbeitsfähig hielt, wurden verboten. Für die Christen bedeutete das, die nun stattfindende Herabwürdigung von Armut und Betteln mit der neuen Denkform in Übereinstimmung zu bringen, in der man Arbeit schätzte und gegen Armut kämpfte. Dies war für sie ein Dilemma, denn in ihren Überzeugungen bevorzugten sie ein Leben in Armut. Jetzt arbeiteten die Menschen nicht mehr aus Dienst zu Gott. Diese neue Trennung von Arbeit und Armut konnte nicht aufgehalten werden und hat sich über den Humanismus, die Reformation bis zur Moderne durchgesetzt (vgl. ebd., S. 78).

Der positive Trend in der Wahrnehmung von Arbeit setzte sich mit den Künstlern, Malern, aber auch mit den Arbeitern selbst fort. Auch Handwerksgesellen äußerten ihre Meinung. Sie lebten schon im Mittelalter die Grundformen von „Arbeitskampf“, Streik und Boykott und leiteten im 15. und 16. Jahrhundert aus dem göttlichen Auftrag zur Arbeit ihr eigenes Recht auf Arbeit ab (vgl. ebd., S. 76).

1.3 Moderne/Neuzeit

Dem Idealbild des arbeitenden Menschen lag ein negatives Menschen- und Weltbild zugrunde. Diese negative Vorstellung verschwand gleichzeitig mit dem Ansehen der orthodoxen Kirche in der Gesellschaft. Der moderne Staat setzte alles auf die Vermehrung des Gemeinwohls und des Wohlstands. Nun wurde körperliche und geistige Arbeit nicht mehr getrennt. Auch Handarbeit und Technik wurden jetzt miteinander verknüpft (vgl. Dülmen in: Kocka & Offe 2000, S. 81). Zum ersten Mal in der Geschichte wurde Arbeit als „eine produktive Kraft der Weltgestaltung und Verbesserung, ja [als] ein Medium der Selbstverwirklichung“ (Dülmen in: Kocka & Offe 2000, S. 82) erkannt. Pädagogen, Philosophen und Schriftsteller waren sich einig, der Kern der modernen Gesellschaft konnte nur die Arbeit sein.

In der aufgeklärten Welt, des 18. Jahrhunderts stand Arbeit nicht mehr nur als Mittel zur Bekämpfung von Armut und Langeweile, sondern galt als die zentrale ökonomische Kraft, durch die man Glück und Reichtum erlangen konnte. Der Gegenpol zur Arbeit heißt nun nicht mehr Armut, sondern Arbeitslosigkeit – eine Situation, in der es dem Menschen unmöglich war, an dem Gemeinwohl der Gesellschaft mitzuwirken. Das „Recht auf Arbeit“ klingt modern, jedoch beinhaltete dies schon die *vita activa*³. Fälschlicherweise wird dieses Recht häufig mit bezahlter Erwerbsarbeit gleichgesetzt (vgl. Dülmen in: Kocka & Offe 2000, S. 82).

Es gab lange keine Entwicklung hin zur Industrialisierung und Marktgesellschaft. Auf dem Land existierte Geld, welches neben anderen Dingen als Tauschmittel diente. Besitztum erreichten die Menschen durch bloßes Arbeiten in nur sehr geringem Maß. Was sie erwirtschafteten, reichte zum Überleben und diente der ständischen Repräsentation. Eine schlechte Ernte oder Krankheit bedeutete für die Menschen Gefahr, denn sie konnten den Besitz der Menschen schnell auslöschen. Die Menschen definierten sich über ihren Stand und somit über die Rechte und Privilegien, die ihnen damit zustanden. Arbeit, Fleiß und Leistung spielten zwar für die ländliche

³ Im Begriff *Vita activa* manifestiert sich die lange Tradition einer bestimmten Weise menschlichen Handelns, an deren überliefertem Anfangspunkt Sokrates steht. Die Philosophin Hannah Arendt hat 1958 eines ihrer bekanntesten Bücher unter dem Titel „*Vita activa oder vom tätigen Leben*“ (engl. Original „*The human condition*“) veröffentlicht. Darin analysiert sie die drei menschlichen Grundtätigkeiten Arbeiten, Herstellen und Handeln, wobei sie bei den Griechen und dem Beginn der abendländischen Metaphysik ansetzt. Dies sei notwendig, um zu verstehen, „was wir eigentlich tun, wenn wir tätig werden“. Sie unterscheidet das Arbeiten vom Herstellen dadurch, dass das Herstellen ein dauerhaftes Produkt hinterlässt (Handwerk/Kunst), wogegen die Ergebnisse der Arbeit sofort wieder verbraucht werden (Hauswirtschaft/Landwirtschaft). Handeln dagegen bildet mit der Sprache eine Einheit und ist nur im sozialen Kontext möglich (v. a. soziales und politisches Handeln).

Lebensweise, das Stadtgewerbe sowie den Fernhandel eine Rolle, jedoch wurde das Maß von den ständischen Gegebenheiten reguliert. Veränderungen ergaben sich vorerst nur bei der Lohnarbeiterschaft, im Bergbau und im Hüttenwesen. Dadurch kam es zu Veränderungen der Marktbeziehungen, da sich diese verdichteten. Allmählich gingen sie auch auf die anderen Bereiche über, dies hatte zur Folge, dass sich der Gesamthabitus der Gesellschaft wandelte (vgl. ebd., S. 83).

Dülmen beschreibt sechs Merkmale für die frühe neuzeitliche Arbeit. Diese sollen hier kurz aufgezeigt werden.

(1) Er legt die Aufteilung der Arbeit dar, die nicht gleichmäßig verteilt war und außerdem von Wetter und Jahreszeit beeinflusst war. Er erklärt, dass eine Arbeitszeit von zwölf bis 15 Stunden vorgeschrieben war.

(2) Die Menschen veranstalteten neben ihrer Arbeit viele Feste.

(3) Jeder führte die Tätigkeit aus, zu der er körperlich und geistig in der Lage war – mit der Einschränkung, dass dies von der Größe des jeweiligen Betriebes sowie dessen Tradition abhängig war. Messbar wurde Arbeit erst, als Massenproduktionen eingeführt wurden. Hier sind besonders das Bauwesen, die Tuch- und Metallindustrie zu nennen. Sie führten Leistungsstandards und das Zeitmaß ein.

(4) Das Wirtschaftsleben wurde in der frühen Neuzeit von der Hauswirtschaft geregelt. Betriebs- und Familienleben wurden nicht getrennt, Gleiches gilt für die Männer- und Frauenwelt. Hinzu kam, dass die Proindustrialisierung Alte wie junge Menschen sowie Männer und Frauen in einen Arbeitsprozess integrierte. Jedoch, so gibt Dülmen zu bedenken, bildete sich nicht zwangsläufig eine Arbeitsgemeinschaft.

(5) Es wurde lange Zeit davon ausgegangen, dass die Menschen den Erstberuf ein Leben lang ausführten. Tatsächlich wechselten viele aber häufig die Tätigkeit. Diese Personen kennzeichnete, dass sie den Ort bzw. die Region, in der sie sich befanden, nicht verließen. Sie nahmen jede Arbeit an, die sie bekommen konnten, waren nur wenig mobil und hatten keinen sozialen Status.

(6) Der Besitz der Bauern wurde schon immer deren Stolz genannt. Dieses erreichten sie nicht durch die mühevollen Arbeit, sondern vielmehr durch Heirat oder Erbe. Anders war es bei dem proindustriellen Gewerbe, hier wurde der Gewinn durch Geschicklichkeit und Arbeit erlangt. Nachteilig war hier die Abhängigkeit, die der Markt mit sich brachte. Große Vermögen konnte man nur in den Städten oder den sich herauskristallisierenden Ballungsgebieten erreichen.

Das Handwerk war nicht auf Vermögensgewinn aus, sondern die Bürger verfolgten vielmehr ein standesgemäßes Leben. Lohnenswert war allein die Ausweitung des Handwerksbetriebs (vgl. ebd., S. 83 f.).

Durch den Einsatz von Technik wurden Produktionsmöglichkeiten entdeckt, die die traditionellen schnell ablösten. Für die Entstehung der modernen Arbeitswelt waren nicht nur die Schaffung des Polizeistaates und die sich ausweitende Marktwirtschaft verantwortlich. Arbeit wurde lange als ein Teil einer lebenslänglichen Tätigkeit angesehen, die mehr beinhaltete als das, was wir heute unter Erwerbsarbeit verstehen. Obwohl Arbeit das Überleben garantierte, beinhaltete sie noch keine Rechte. Auch Selbstbestimmung wurde damit nicht verbunden. Und obwohl zu der traditionellen Hausarbeit keine Alternative bestand, war die moderne Arbeitswelt nicht gezwungenermaßen ein Produkt vorindustrieller Entwicklung.

Eine funktionierende Hauswirtschaft sicherte das Überleben der meisten Menschen. Besitzer hatten großen Einfluss auf politische und soziale Rechte. Alle mussten in der Hauswirtschaft arbeiten, allerdings gab es nur wenige, die vollbeschäftigt waren. Unterbeschäftigung, mangelnde Ernährung und Armut nahmen die Menschen als von Gott gegeben hin. Es fehlten ausreichend Arbeitsplätze in den Industriezweigen, um die Armut zu bekämpfen. Dülmen sieht in der Selbstverwirklichung durch Arbeit eine Wunschvorstellung, die unter den bürgerlich Gelehrten herrschte (vgl. ebd., S. 85).

Im 19. Jahrhundert war es für die meisten Menschen notwendig, eine Ausbildung zu absolvieren und danach schnell einen Arbeitsplatz zu finden. Industriegesellschaft und Erwerbsarbeit gehörten zusammen (vgl. Siegenthaler in Kocka & Offe 2000, S. 91).

In der Industriegesellschaft galt Arbeit als Grundlage für den Lebensstandard, soziale Sicherheit, Markt- sowie das Sozialeinkommen. Arbeit verleiht darüber hinaus der Gesellschaft eine Struktur sowie ihren Rhythmus (Dettlingen in Kocka & Offe 2000, S. 202). Arbeiter und Angestellte konnten sich immer auf die Wirtschaft verlassen; ebenso konnten sich Arbeitslose, Rentner und Kranke auf den Staat verlassen, denn *solange eine Balance zwischen Ökonomie, Kultur sowie Gesellschaft bestand*, war die Industriegesellschaft effektiv. Diese Gesellschaft, die Dettlingen auch ‚soziale Gesellschaft‘ nennt, erreichte ihren Gipfel Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts (vgl. Dettlingen in: Kocka & Offe 2000, S. 203). Der heutigen Gesellschaft geht nicht die Arbeit aus, vielmehr bleibt viel Arbeit einfach ungetan. Der Umfang und die Qualität der künftigen Erwerbsarbeit werden sich drastisch ändern, was Folgen für die soziale Ordnung nach sich zieht. Normale Arbeitsverhältnisse werden immer seltener zu finden sein. Der typische Familienernährer – Mann – wird zunehmend

verschwinden. Auch die soziale Spaltung wird immer weiter voranschreiten. Hier ist zu bedenken, dass man zunehmend zwischen Menschen mit und Menschen ohne Arbeit unterscheiden wird (vgl. ebd., S. 204).

Inwieweit wir aus der Geschichte über die Entwicklung des Arbeitsbegriffs lernen können und ob bzw. woraus die Gesellschaft profitieren könnte, kann hier nicht erörtert werden. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass zu Zeiten des Aristoteles Menschen, die arbeiteten, verachtet und ausgegrenzt wurden. Auch zu Beginn des Mittelalters änderte sich daran nicht viel. Im Laufe der Zeit wandelte sich das Blatt und heute werden die Menschen von der Gesellschaft verachtet und ausgegrenzt, die keine Arbeit haben. Viel mehr noch, wir definieren unseren persönlichen und gesellschaftlichen Wert über unseren Berufstitel.

2. Arbeit und Lebenswelt

Die alleinige Orientierung auf die Erwerbsarbeit, der wir in unserer heutigen Gesellschaft von klein auf an unterliegen, kann sich nur als Schaden für alle entpuppen. Die Bewegung *Slow-City* vertritt die Ansicht, dass wir Menschen lediglich einen sehr geringen Teil unseres Lebens am Arbeitsplatz verbringen und dass dieser Umstand die Voraussetzung für die Entfaltung der gesamten Persönlichkeit und für ein glückliches Leben bilde (vgl. Ax, 2009, S. 56).

Die Ansichten der Slow-City Begründer mögen idealistisch klingen, können aber auch als Protest gegen unsere Gesellschaft verstanden werden, in der immer mehr Stress und Hektik an der Tagesordnung steht. Auf die exakten Inhalte der Bewegung kann hier jedoch nicht eingegangen werden, da es den Rahmen dieser Thesis sprengen würde. Das Bedürfnis nach Arbeit ist je nach Person unterschiedlich hoch, dieser Aspekt wird im Folgenden noch einmal thematisiert werden.

Die oben stehenden Ausführungen beschreiben eine Form von Lebenswelt, wie sie von Husserl in die Philosophie eingeführt wurde (z.B. Husserl 1954, S. 136). Husserl beschreibt die Welt als das, was wir als *natürlich* hinnehmen. Diese Welt ist die Umwelt, die uns umgibt, sie beinhaltet Natur- und Kulturwelt. Diese Lebenswelt enthält alles, was wir erfahren und erschaffen können und umfasst den materiellen Inhalt sowie den subjektiven Sinn. Sie umfasst die reale Welt sowie die Ideale Welt, die wir gestalten können (vgl. Jung 1999, S. 180). Lebenswelt entsteht aus der Korrelation zu den Einstellungen, die wir haben. Husserl sah in den Einstellungen Hilfe, die uns bzw. dem

Ich ermöglicht, die Lebenswelt als die Welt oder als ein Phänomen zu erfassen. Sie führen aber auch dazu, dass das Ich die Lebenswelt wirklich oder real gestalten kann (vgl. ebd. S. 5).

Im Laufe der Geschichte der modernen Arbeitsgesellschaft bildeten sich die Funktionen der Erwerbsarbeit als Elemente der Lebenswelt heraus. Die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ hat z. B. gezeigt, dass langanhaltende Erwerbslosigkeit in der Lebenswelt zur Entwicklung einer „müden Gemeinschaft“ beiträgt. Die Entwicklung des Vollzeitmodells in der Arbeitsgesellschaft sollte den Menschen als Orientierung für die Lebensplanung dienen, sowie als Grundlage für die Arbeitslosen- und Rentenversicherung. Diese Strukturierung befindet sich jedoch seit Mitte der 80er Jahre in einer Krise (vgl. <http://bidok.uibk.ac.at/library/imp15-00-psychisch.html>).

Letztlich können die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit nur verstanden werden, wenn sie unter den Aspekten unserer Gesellschaft betrachtet werden, da diese sich auf die Lebenswelt der Menschen auswirken (vgl. Büssing in: Schorr 1993, S. 29).

Zu beachten ist dabei, dass Arbeit beides kann: sie stellt sowohl eine Grundlage gesundheitlicher und psychischer Beeinträchtigungen dar, sie vermag jedoch auch gesundheits- und persönlichkeitsfördernd zu wirken sowie einen positiven Beitrag zu den sozialen Entwicklungen der Menschen zu leisten (vgl. ebd.).

Arbeitslosigkeit ist daher nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein soziales und sozialpsychologisches Problem (vgl. Rothschild 1990, S. 17).

Im Anschluss sollen daher folgende und andere Fragen beantwortet werden:

- Welchen Einfluss hat Arbeit auf uns? (s. S. 19)
- Gibt es Aspekte, die für eine Bindung zur Arbeit sprechen? (s. S. 20)
- Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit sich Arbeitszufriedenheit einstellt? (s. S. 22)
- Kann Arbeit mit Emotionen verbunden werden oder sollten diese unter allen Umständen aus der Arbeit herausgehalten werden? (s. S. 23 ff.)
- Wieso stürzen viele Menschen während der Arbeitslosigkeit in Identitäts- oder Lebenskrisen? (s. S. 21 f.)

Es wird also versucht, einen Überblick über den Einfluss zu geben, den Arbeit auf uns und unsere Lebenswelt nimmt; aufgrund der Komplexität des Gegenstandes wird eine Vollständigkeit dabei nicht beansprucht werden.

2.1 Arbeit und Bindung

In der modernen Gesellschaft vermindern sich Fürsorge für andere Menschen und Solidarität in zunehmenden Maß. Dieser Vorgang des Nachlassens und Verschwindens von sozialen Beziehungen und Bindungen wird u.a. als Folge der Entwicklungen in der Arbeitswelt gesehen. Jeder, der auf dem Arbeitsmarkt bestehen will, muss besonders flexibel und im ständig zunehmenden Maß mobil sein. Damit einher geht die Bereitschaft, sich immer wieder auf Neues einzulassen (vgl. Bertram in: Kocka und Offe 2000, S. 308). Für die Arbeitnehmer wird es somit zunehmend schwieriger, stabile soziale Beziehungen einzugehen und diese aufrechtzuerhalten. Durch dieses Verhalten sind traditionelle Lebenspläne schwer bzw. nicht mehr realisierbar. Die Menschen können heute nicht mehr davon ausgehen, für längere Zeit oder gar ein Leben lang in einer Firma oder dem selben Ort beschäftigt zu sein. Viele Lebensläufe setzen sich heute aus verschiedenen Bereichen, denen sich Arbeitnehmer stellen müssen, zusammen. Bertram vergleicht diese Lebensläufe mit Patchwork-Arbeit (vgl. ebd.).

Dazu kommt noch ein zweiter Aspekt: Kinder können nicht mehr in einer stabilen Umgebung aufwachsen. Viele Männer als auch Frauen gehen einer Erwerbstätigkeit nach, die eine intensive Kindererziehung nicht zulässt. In unserer Gesellschaft ist es üblich, sich eher seiner Karriere zu widmen; von daher gehören Kinder oft schon gar nicht mehr in die Lebensplanung (vgl. ebd., S.309).

Mitscherlich (1963) kritisiert die Entwicklungen, dass Kinder besonders von Seiten der Väter keine Vorbilder mehr haben, bereits in den fünfziger Jahren. Dazu käme heute, so Bertram, die Mutterlosigkeit. Durch die Karriereplanung bleibt kein Raum mehr für Kinder und deren Erziehung. Wichtige Elemente im Leben eines Kindes fallen damit weg – Vertrauen, soziale Netzwerke, Orientierung an Erwachsenen. Diese Aufgaben sollen nun von Institutionen übernommen werden, die jedoch nicht in der Lage sind, diese Werte zu vermitteln (vgl. ebd., S. 310). Das bedeutet in letzter Konsequenz den Wegfall von soziale Beziehungen sowie der Netzwerke, die den Menschen Hilfe ohne Bezahlung gewähren (vgl. Coleman 1986, S. 169).

Es scheint eine gesicherte Erkenntnis zu sein, dass das Interesse an anderen Menschen in unserer Gesellschaft immer geringer wird (vgl. Hoffmann & Hofmann 2004, S. 5) und eine Orientierung an vorgegebenen Werten und moralischen Aspekten zunehmend verschwindet und somit nur im geringen Maße an kommende Generationen weitergereicht werden können (vgl. Bertram 2000, S.310).

Diese Veränderungen werden in der Literatur zum Teil auf den Strukturwandel in der Arbeitswelt zurückgeführt. Aber auch der Wertewandel in der Gesellschaft wird dafür verantwortlich gemacht. Individualität steht über alles – im Zusammenhang damit stehen Schlagworte wie *individueller Nutzen* bzw. *individuelle Bedürfnisbefriedigung* oder *Selbstverwirklichung*. Diese Überbetonung des Individuellen lässt Bereiche der Gemeinschaft, wie z. B. Fürsorge für andere zu übernehmen oder sich für das Gemeinwohl zu engagieren, zunehmend in den Hintergrund treten (vgl. ebd., S. 309).

Münch sieht in der bedingungslosen Mobilität eine Grundvoraussetzung für die Wirtschaft und deren Entwicklung. Gleichzeitig seien die Bindungen der Arbeitnehmer an die Firmen von vornherein geschwächt, da diese Beschäftigungsverhältnisse immer mehr kürzen (vgl. ebd., S. 310).

Weitere Bereiche, die uns an Arbeit binden, sind die elementaren Bedürfnissen des Menschen wie z. B. Hunger und Durst; der Erwerb der entsprechenden Güter zur Lebenssicherung wird von den meisten Menschen über bezahlte Arbeit bewerkstelligt. Dieser Aspekt der Lebenssicherung ist so wichtig für uns, dass wir negative Folgen häufig übersehen oder unterschätzen. In diesem Zusammenhang steht für viele Menschen zur Befriedigung des Sicherheitsbedürfnisses ein sicheres Arbeitsverhältnis (vgl. Hoffmann & Hofmann 2004, S.4).

Kein Mensch kann ohne ein gewisses Maß an gesellschaftlicher Bindung existieren. Da traditionelle Orientierungen durch die Forderung nach mehr Flexibilität der Arbeitnehmer im Laufe der Zeit ausgelöscht wurden, werden Angebote, wie sie z. B. von Kirchen, Sekten u. a. ausgehen, attraktiv: sie versprechen, das verlorengegangene Bindungsangebot zu kompensieren. Negt warnt vor einer solchen Entwicklung, denn nun haben beispielsweise auch rechtsradikale Vereinigungen leichtes Spiel, die Menschen zu beeinflussen (vgl. Negt in: Meschnig & Stur 2003, S. 23).

Ein Beispiel aus der Praxis zeigt, wie stark das Band zur Arbeit ist und wie wenig Menschen in der Lage sind, sich von diesem Band zu lösen. In dem Fallbeispiel wird eine Frau beschrieben, die einer Arbeit am Fließband nach geht. Sie berichtet, dass sie eines Morgens ein Gefühl spürte, dass sie immer weiter in eine körperliche Erregung brachte, die sie nicht stoppen konnte. Gleichzeitig war sie nicht in der Lage, ihren Arbeitsplatz zu verlassen, um Hilfe aufzusuchen und geriet in einen immer schneller werdenden Rhythmus. Sie spürte, dass sich alles in wehrte, doch sie konnte nicht vom Band weg. Sie erlitt eine Herzattacke und nach einer kurzen Behandlung im Sanitätsraum kehrte sie wie selbstverständlich zu ihrer Arbeit, an das Band, zurück (vgl. Freichels 1984, S. 67).

Wir haben es mit einer Krise zwischen Arbeit und Identität zu tun, denn die Aufforderungen nach dauernder Flexibilität führen dazu, dass die restliche Identität der Menschen zerbricht (vgl. Negt in: Meschnig & Stur 2003, S. 24). Die geforderte Flexibilität „reißt die Individuen aus den Verankerungen ihrer Selbstvergewisserungen, die ohne ein gewisses Maß der Souveränität in der Zeitverfügung und in der planenden Gestaltung der Erwerbsarbeit zerbrochen werden. Ein allseitig verfügbarer Mensch, der von Job zu Job taumelt und im Wirklichkeitszusammenhang der Produktion keinerlei kontinuierliche Erfahrungsfestigkeit gewinnen kann, hat seine Rolle als indentifikationsfähiger Mensch im Umgang mit der aufwachsenden Generation, die Leitbilder aus Näheverhältnissen benötigt, längst verloren.“ (Negt in: Meschnig & Stur 2003, S. 19).

Die Zusammenhanglosigkeit unserer Arbeitskultur wird sich negativ auf die Charaktere der Menschen auswirken, denn nicht nur die Stärkung des Selbstwertgefühls ist durch Arbeit möglich, sie vermag auch die Persönlichkeitsentwicklung zu unterstützen bzw. zu verändern. Arbeitsstile werden herausgebildet und beeinflussen die Entwicklung der Persönlichkeit, die Lebensperspektive wird durch Arbeit erweitert und Lebensziele beeinflusst. Untersuchungsergebnisse belegen, dass sich Arbeit positiv wie negativ auf die Lebensdauer auswirken kann (vgl. Sennett 2000, S. 37).

Der Begriff *Job* – auch „jobbe“ oder „gobbe“ – bedeutet etymologisch "work done for pay" (vgl. Online Etymology Dictionary); wer also einen Job hatte, konnte somit seine Familie ernähren.

Arbeit wirkt sich aber nicht nur auf unseren Charakter aus. Zunächst werden wir durch die Schule sowie die folgende Berufsausbildung beeinflusst und die Einstellung zur Arbeit kann in anschließender Arbeitstätigkeit verändert oder verfestigt werden. Die Bedeutung von Arbeit bleibt für jeden einzelnen ein Leben lang nicht unverändert, da uns Ereignisse wie Arbeitslosigkeit, Berufseinstieg und Familiengründung ebenfalls beeinflussen (vgl. Wilpert in: Hoffmann & Kramer 1994, S. 27).

Arbeit wirkt sich ebenfalls auf die Organisation unseres Lebens aus. Obwohl wir Fristen, Termine und Regeln oft als belastend empfinden, brechen Strukturen häufig zusammen, wenn Arbeitslosigkeit in den Alltag tritt; Aktivitäten finden kaum oder nur noch gemindert statt. Arbeit liefert die Gelegenheit, Kontakte zu knüpfen. Die Gemeinschaft, die sich dadurch ergibt, wird oft als positiv erlebt. Durch Arbeit ist es uns möglich, unsere Fähigkeiten zu zeigen und somit unser Selbstwertgefühl zu stärken. Das Selbstwertgefühl ist jedoch auch von der Arbeitszufriedenheit abhängig. Um diese

Zufriedenheit zu erzeugen, muss ein Arbeitsplatz bestimmte Faktoren beinhalten (vgl. Hoffmann & Hofmann 2004, S. 5 ff.).

- die Tätigkeit selbst
- die Möglichkeit, etwas zu leisten
- die Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln
- Verantwortung bei der Arbeit
- Aufstiegsmöglichkeiten
- Anerkennung

In den Untersuchungen zur Marienthaler Studie wurden folgende Faktoren gefunden: Arbeit wird als regelmäßige Tätigkeit betrachtet, die je nach Arbeit verschiedene Anforderungen an die Menschen stellt. Weitere Punkte finden sich darin, dass man gemeinsam an einer Sache wirkt und Gemeinschaftlichkeit auch über die Arbeitszeit hinaus erlebt. Die verinnerlichte Zeitstruktur, die wir durch Sozialisierung erworben haben und unseren gesamten Tagesablauf beeinflusst, wird durch Arbeit noch verstärkt. Auch die Anerkennung für Leistungen, die sich positiv auf das persönliche Identitätsgefühl auswirkt, wurde in dieser Studie herausgestellt (vgl. Schorr 1993, S. 29).

Die Veränderungen in der Arbeits- und damit in der Lebenswelt, vollziehen sich zunächst auf der Mikroebene und somit bei den Hauptakteuren. Allerdings ergeben sich damit automatisch Umbrüche auf der Makroebene, was den sozialen Wandel nach sich zieht. Arbeitsort und Wohnort sind nicht mehr dasselbe (vgl. Luedtke 1998, S. 64). Durkheim (1988, S. 439) nennt das die ‚Kasernierung der Arbeitskräfte‘, die auf diese Weise Familienleben erschwert.

Es zeigt sich, dass die Mobilität und Flexibilität bei der Suche einer Arbeitsstelle oberste Priorität aufweisen. Gleichzeitig wirken genau diese Aspekte meist negativ auf stabile soziale Beziehungen. Wie in den geschichtlichen Veränderungen gezeigt wurde, bietet uns Arbeit die Sicherung unseres Lebensunterhalts, der Struktur, der soziale Bindungen usw. Dennoch verändern wir unsere Einstellungen zur Arbeit im Laufe eines Lebens immer wieder. In der Literatur finden sich zahlreiche Verweise, dass Arbeit Auswirkungen auf Selbstbewusstsein und Identität hat.

Auch gibt es, wie beschrieben, bestimmte Faktoren die die Zufriedenheit am Arbeitsplatz fördern. Für ein angenehmes Arbeitsklima sorgen neben den genannten Faktoren aber auch Emotionen. Positive Gefühle können ebenfalls ein angenehmes Arbeitsklima unterstützen. Daher soll im Folgenden Kapitel Arbeit und Emotionen betrachtet werden.

2.2 Arbeit und Emotionen

„Im Erleben von Gefühlen erfahren wir uns selbst als jemand, der (oder die) in einer bestimmten Beziehung zu etwas lebt“ (Ulrich 1982, S. 4). Doch was haben Emotionen mit Arbeit zu tun? Bei der Arbeit begleitet uns oft Stress – z. B. in Form einer Auseinandersetzung mit dem Chef, fehlender Anerkennung im Team usw. In unserer Gesellschaft ist es wichtig, Geld zu verdienen, daneben gibt es aber auch positive Gefühle, die dafür sorgen, dass Arbeiter ihre Tätigkeiten ausführen. „Gefühle sind in der Arbeit präsent und sie haben eine wichtige Funktion in der Arbeit. Gefühle haben die Funktion, Handlungen unter erschwerten Bedingungen aufrechtzuerhalten.“ (Frese 1990, S. 287).

Emotionen sollten zunächst von den Motivationen getrennt werden. Gefühle benötigen wir, um Situationen einzuschätzen und Handlungen daraus abzuleiten. Um motiviert zu sein, muss jedoch nicht erst eine schwierige Situation vorliegen. Dennoch haben Gefühle auch mit Motivationen etwas gemeinsam. Das heißt, in schwierigen Situationen wird die Motivation durch bestimmte Gefühle hervorgerufen und aufrechterhalten (vgl. ebd.).

Emotionen spielen eine sehr wichtige Rolle in unserem alltäglichen Leben. Sie sind ein bedeutender Faktor bei zwischenmenschlichen Beziehungen, bei Entscheidungsfindungen im Alltag und auch im Arbeitsleben. Emotionen bilden das primäre Motivationssystem des Menschen. Motivationen die entstehen beeinflussen aber auch unser Verhalten. Emotionen zu definieren, zu beschreiben oder zu messen ist schwierig, da sie nur sehr schwer erfassbar sind (vgl. Freund 2007, S. 3).

Bei der Arbeit werden affektive Erfahrungen gesammelt, die in uns eine Gefühlsregung bewirken, speziell Lust und Unlust. Kognitive Prozesse helfen uns bei der Bewertung von Wahrnehmungen. Dabei werden physiologische Prozesse (z. B. Erhöhung der Puls- und Herzfrequenz) ausgelöst, die wiederum ein Verhalten (Gestik, Mimik, Notfallreaktionen) hervorrufen (vgl. Brehm 2001, S. 206 f.).

Positive Gefühle in Bezug auf Arbeit sind besonders wichtig, da sie die Handlungsfähigkeit unterstützen (vgl. Frese 1990, S. 287). Zu den positiven Gefühlen bezüglich Arbeit gehören vor allem Freude und Stolz, zu den negativen zählen hauptsächlich Stress, Angst und Neid. In dieser Arbeit sollen jedoch nur Freude und Stolz näher betrachtet werden. Stolz wird meist als angenehm empfunden und steigert unser Selbstwertgefühl. Fehlt diese Erfahrung, kann dies zu starken Minderwertigkeitsgefühlen führen. Übersteigter Stolz kann Hochmut und Eitelkeit entstehen lassen (vgl. Mayring & Ulrich 1992, S. 143 f.).

Ist eine Person *stolz* auf ihre Leistungen, entwickelt sich ein leistungsförderndes Moment, da diese Emotion als Anreiz wirkt. Stolz entsteht, wenn internale Zuschreibungen wirksam werden; positiv wirken sich auch Vergleiche mit sich selbst, aber auch mit anderen aus. Lässt sich eine Schwierigkeit nicht oder nur schlecht überwinden und wird das mit eigenem Versagen verbunden, wirkt sich die Attribuierung negativ aus. In der Folge entsteht z. B. Scham. Vorteilhaft für die Entstehung von Stolz ist, wenn die Arbeit, die verrichtet wird, gesellschaftlich anerkannt ist. Überwindet man eine Schwierigkeit, bei der die Aufmerksamkeit zwischenzeitlich jedoch auf andere Sachverhalte gerichtet war, kann dies zu Ärger führen. Dieser Ärger kann so stark sein, dass Stolz nicht mehr spürbar ist. Stolz kann aber auch in Gruppen vorkommen, dafür muss jedoch eine hohe Identifikation mit der Gruppe vorhanden sein (vgl. Frese 1990, S. 291).

Die Emotion Stolz ist wie die meisten anderen Emotionen nur von zeitlich begrenzter Dauer. Für die Bedeutsamkeit dieser Emotion gibt es drei Gründe.

(1) So können Ergebnisse und Situationen, die Stolz hervorgerufen haben, immer wieder in das Gedächtnis zurückgerufen werden.

(2) Jedes Ereignis, das bei der Arbeit Stolz hervorgerufen hat, liefert die Möglichkeit, Stolz auf die Arbeit insgesamt zu verallgemeinern.

(3) Diese Generalisierung des Stolzes kann zudem zur Erhöhung der Selbstsicherheit beitragen (vgl. Frese 1990, S. 292).

Neben Stolz ist *Freude* eine weitere positive Emotion. Freude kann als Grundgefühl bezeichnet werden. Freude wird ebenfalls als angenehmes, offenes Gefühl beschrieben, das Wohlbefinden hervorruft. Im Arbeitsleben kann Freude bei der Ausübung der Tätigkeit entstehen. Abgegrenzt werden muss diese Tätigkeitsfreude, von der ergebnisbezogenen Arbeitszufriedenheit und der ergebnisbezogenen Freude. Grund dafür ist, dass die ergebnisbezogene Freude mehr als ein Nebenprodukt zu betrachten ist. Die tätigkeitsbezogene Arbeitsfreude beinhaltet zudem Spaß, Begeisterung, Lust und Leidenschaft (vgl. Temme & Tränkle 1996, S. 286). Zu bedenken ist dabei, dass Aufgaben, die unvollständig sind oder eingeschränkte Handlungsspielräume bieten, das Erleben von Freude bei der Arbeit verhindern können. Kreatives Denken, selbstständiges und selbstverantwortliches Handeln stellen Aspekte dar, die Freude am Arbeitsplatz fördern (vgl. Temme & Tränkle 1996, S. 285 ff.).

Gefühle selbst können aber auch Aufgaben darstellen, z. B. wenn bestimmte Gefühle in einer Situation unangemessen sind und somit nicht zugelassen werden

dürfen. Damit steht nicht mehr die ursprüngliche Aufgabe im Mittelpunkt, sondern der Umgang mit dem Gefühl (z. B. Wut) (vgl. Frese 1990, S. 287).

Der Inhalt einer Untersuchung von Hochschild war die Umbewertung von Gefühlen. Dabei wurde deutlich, dass Mitarbeiter des untersuchten Unternehmens als ihr Zuhause betrachten und der Firma mehr Arbeitszeit widmen als nötig. Dies hat zur Folge, dass sich die so geringe Zeit, die für die Familie zur Verfügung steht, noch weiter einschränkt. Weiterhin fanden die Mitarbeiter in dem Unternehmen alles, was sie benötigten, so z. B. soziales Leben, Freundschaften, Spaß, Selbstbestätigung usw. Was passiert unter diesen Umständen mit dem Familienleben der Mitarbeiter? Das Familienleben wurde nun als Arbeit angesehen und mit allem Negativen verbunden: mit Ärger, Streit, Partnerproblemen, Schwierigkeiten mit den Kindern, Nachbarn, Verwandten, Haushaltsreinigung usw. (vgl. Manthey, H. in: Mesching & Stuhr 2003, S. 115 f.).

Die Wahrnehmungsveränderung wirkt sich auch auf die Zeit aus: Familie wird unter kostenbewussten, zielführenden Aspekten betrachtet. Das Unternehmen ist primär der Ort, an dem soziale Bedürfnisse ausgelebt werden können. Die Umbewertung der Gefühle wirkt sich auch auf die Selbstwahrnehmung aus. Die Menschen, die in einer Firma unter hohem Druck stehen und einer Selbstkontrolle ausgesetzt sind, fühlen sich in ihrer tatsächlichen Familie sehr viel mehr unter Druck gesetzt, denn diesen können sie nicht kontrollieren. Sie werden beherrscht von einem Gefühl des Ausgeliefertseins. Damit wird die bereits negativ besetzte Wahrnehmung der Familie noch verschärft. Gleichzeitig wird das Unternehmen weiter positiv bewertet. Diese Umbewertungen finden auch bei Personen statt, die sich gegen unternehmensspezifische Zugriffe abzugrenzen versuchen (vgl. ebd.).

In der Arbeitswelt werden Emotionen heute aber auch vermarktet. So müssen Stewardessen ihre Arbeitsabläufe in gewöhnliche Alltagereignisse umdeuten. Dabei werden Passagiere, die schwierig sind, als Kinder betrachtet und auch so behandelt. Andere Arbeiten werden mit dem Empfang von Gästen verglichen. Die Stewardessen müssen den ganzen Tag positive Emotionen entwickeln. In der Folge leiden sie häufig z. B. unter Einschlafstörungen (vgl. Saß, Wittchen, Zaudig 2001).

Ähnliches wurde bei den Angestellten von Disneyland, aber auch bei Krankenschwestern festgestellt. Diese Arbeit erfordert von den Angestellten sich zu verstellen und das möglichst glaubwürdig. Emotionale Arbeit findet man in vielen Berufen als Kernbestandteil, wie z. B. bei Psychotherapeuten, Prostituierten, Lehrern, Ärzten, Verkäufern, Sozialarbeitern und anderen (vgl. Frese 1990, S. 297).

Die Auseinandersetzung mit Emotionen in unserer Gesellschaft findet jedoch kaum statt; Emotionen standen bei der Erwerbsarbeit noch nie im Vordergrund. Viele Menschen vertreten sind der Ansicht, dass Emotionen und Arbeit strikt getrennt werden sollten (vgl. Hesse in: Meschnig & Stuhr 2003, S. 90).

In unserer Kultur herrscht daher immer noch die Ansicht, dass Persönlichkeitsentwicklung nicht als Arbeit angesehen werden könne. Arbeiter scheinen Nichtstuer zu sein. Denn die Arbeit, die reine Tätigkeit die verrichtet wird, wird nicht geschätzt. Die emotionale Arbeit die neben jeder Tätigkeit geleistet wird, wird nicht beachtet und schon gar nicht als Arbeit anerkannt. Kein Wunder, dass immer noch mehr Druck auf die arbeitende Bevölkerung ausgeübt wird (vgl. ebd.).

Van Maanen und Kunda haben sich mit dem Zusammenhang von Unternehmenskultur und Emotionen auseinandergesetzt. Beschrieben werden zwei Handlungstypen, der ‚Cynic‘ und der ‚Believer‘. Der Zynische hält Gefühlsäußerungen für lächerlich und unangebracht. Er zeigt zwar Gefühle, jedoch sind diese vorgetäuscht. Es wird zum einen vermutet, dass er sich so verhält, weil er dadurch Vorteile für sich sieht, zum anderen, weil er denkt, dass es von ihm erwartet wird. Bei dem zweiten Handlungstyp – Believer– gehen die Forscher davon aus, dass er an die Echtheit der Gefühle glaubt. Er sieht sie als Zeichen für die Bemühungen der Firma und der Kollegialität. Er reagiert auf die Zugehörigkeit zur Firma mit Stolz, Selbstwert und Respekt. Als Konsequenz aus diesen beiden Verhaltenstypen wird gezogen, dass unsere Empfindungen von den gewünschten Gefühlen beeinflusst werden. Die gezeigten Gefühle können zwar den gewünschten Emotionen entsprechen, jedoch lässt sich nicht sagen, ob sie den tatsächlichen Gefühlen einer Person entsprechen (vgl. Manthey in: Meschnig & Stuhr 2003, S. 115).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es in unserer Gesellschaft üblich ist, Arbeit und Emotionen zu trennen. Doch wie gezeigt wurde, sind Emotionen ein wichtiger Bestandteil bei der Arbeit. Sie ermöglichen es, dass wir unsere Arbeit aufrechterhalten, Situationen bewerten und somit handeln. Sie spielen in allen Servicebereichen eine große Rolle. Es ist schwierig, Emotionen aufgrund ihrer Komplexität empirisch zu erfassen, dennoch oder gerade deshalb muss auf diesem Gebiet noch viel geforscht werden.

3. Arbeitslosigkeit in der modernen Gesellschaft

In dem folgenden Kapitel wird Arbeitslosigkeit in der modernen Gesellschaft dargestellt. Es sollen z.B. Themen wie

Wer fällt unter die Bezeichnung arbeitslos?

Was verstehen wir Arbeitsplatzunsicherheit und Arbeitsplatzunzufriedenheit?

angesprochen werden. Im Anschluss (Kapitel 4) werden Verhaltensweisen im Umgang mit Arbeitslosigkeit dargestellt.

Die Themen Arbeit und Arbeitslosigkeit ist seit etlichen Jahren hoch aktuell (vgl. z.B. Reisch in: Hoffmann & Kramer 1994, S. 9). Dies hängt mit der Tatsache zusammen, dass es in Deutschland mehr als drei Millionen Arbeitslose und mehr als vier Millionen Sozialhilfeempfänger gibt. Weiterhin leben schätzungsweise ca. 300.000 Obdachlose in Deutschland. Angesichts dieser Zahlen entwickeln Millionen Menschen Zukunftsängste. Die Unterscheidung zwischen Arbeits-, Tätigkeits- und Freizeitgesellschaft wird inzwischen in der Literatur kritisiert und die Frage wird gestellt, was wohl aus den zwei letzten werden würde, wenn doch der Arbeitsgesellschaft angeblich die Arbeit ausgeht (vgl. ebd.). Diese Fragestellung soll hier jedoch nur als ergänzende Randanmerkung stehen.

Es muss hervorgehoben werden, dass Arbeitslosigkeit sich nicht nur auf die unmittelbar betroffenen Personen negativ auswirkt, sondern auch auf deren Familien. Die Angehörigen entwickeln dieselben Symptome, nur zeitverzögert.⁴ Darüber hinaus wird ein Zusammenhang zwischen der Verschlechterung des psychischen Befindens in der Gesellschaft und der Krise des Wirtschaftslebens vermutet (vgl. Moser & Paul 2007, S. 296 f.).

Zu beachten ist, dass es verschiedene Arten bzw. Ursachen der Arbeitslosigkeit gibt. Man unterscheidet zwischen struktureller, saisonaler, konjunktureller und Friktionsarbeitslosigkeit. Sie verstärkt die sozioökonomischen Unterschiede in der Bevölkerung und ist somit auch ein psychosoziales Problem, denn die Betroffenen müssen mit einer Vielzahl von Verlusten zurechtkommen (vgl. Brenner 2006, S.168).

Als Maßzahl für die Entwicklungen der Arbeitslosenproblematik wird die Arbeitslosenrate verwendet. Gemeint ist damit „die Zahl der Arbeitslosen als Prozent aller oder aller unselbständigen Erwerbstätigen“ (Rothschild 1990, S. 18).

Es besteht die Kritik, dass die Angaben der Bundesanstalt zur Arbeitslosenrate verfälscht sind, denn in der Arbeitslosenrate sind diejenigen Personen, die arbeitslos sind, sich

jedoch nicht arbeitslos gemeldet haben, nicht enthalten. Andererseits werden Personen erfasst, die nicht die Absicht haben, eine Arbeit aufzunehmen (vgl. Rothschild 1990, S. 20).

Als nicht oder auch freiwillig arbeitslos gelten u. a. Studenten, Frauen und Männer, die sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen. Diese Gruppe stellt keine ökonomischen oder sozialen Probleme dar und wird daher nicht in der Arbeitslosenrate berücksichtigt (vgl. ebd.).

In der Arbeitslosigkeitsforschung wird davon ausgegangen, dass mit zunehmender Dauer die psychischen und sozialen Auswirkungen ansteigen. Zahlreiche Forscher haben versucht, diese Zusammenhänge mit Modellen zu erklären, wie z. B. das Phasenmodell von Eisenberg und Lazarsfeld. Inhalt dieses Modells sind dabei die aufeinander folgenden Phasen von Schock, Optimismus, Pessimismus und Fatalismus (vgl. Schorr 1993, S. 30).

In neueren Forschungen wird bei dem Verlauf von Arbeitslosigkeit von einem Prozess ausgegangen. Dabei wird schon die Annahme eines unsicheren Beschäftigungsverhältnisses als Einstieg in die Arbeitslosigkeit erachtet, gefolgt von der persönlichen Situation der tatsächlich eintretenden Arbeitslosigkeit, die wiederum z. B. durch die erneute Aufnahme einer Arbeit oder Berentung beendet wird. Allerdings ist mit der Beendigung der Arbeitslosigkeit der Prozess nicht abgeschlossen, da die Konsequenzen vielfältig und langfristig sind (vgl. ebd.).

Es wird in diesen Untersuchungen zwischen Arbeitsplatzunsicherheit und der Erwartung von Arbeitslosigkeit unterschieden, d. h. Arbeitsplatzunsicherheit wird als Reaktion auf unklare Situationen und widersprüchliche Informationen gewertet. Die Unsicherheit kann genereller, zeitlicher, aber auch inhaltlicher Art sein. Ebenso können die Konsequenzen multipler Art sein. Diese Unterscheidungen werden getroffen, da sie psychische und physische Folgen jeweils anders beeinflussen.

Die Forschung zum Arbeitslosigkeitsprozess zeigen, dass Arbeitslosigkeit häufig an vorangegangene Ausbildungs-, Qualifikations- und Gesundheitsmängel gekoppelt sind. Damit wird deutlich, dass Arbeitsplatzunsicherheit, Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit nicht isoliert betrachtet werden können (vgl. Schorr 1993, S. 30).

Arbeitslosigkeit in der modernen Gesellschaft wird als ‚Problem in Zahlen‘ betrachte; zahlreiche Modelle wurden und werden zur Beschreibung aufgebaut, der Mensch um, den es dabei geht scheint dabei wie unbeteiligt im Hintergrund zu stehen. Jedoch sollte der Mensch nicht auf seine Arbeitskraft reduziert werden, denn: „in der

⁴ Auf das Thema ‚Folgen von Arbeitslosigkeit‘ soll im Kapitel 5 ausführlich eingegangen werden.

Ware Arbeitskraft verbirgt sich lebendige Subjektivität.“ (Reisch in: Hoffmann & Kramer 1994, S. 12).

Neben der Beschreibung typischer Verlaufsmuster der Arbeitslosigkeit wurden auch typische Verarbeitungsformen aufgestellt. Hierauf soll im nächsten Kapitel näher eingegangen werden.

4. Verarbeitungsformen

In diesem Kapitel werden einige Typenbilder dargestellt, die in der Literatur zu finden sind. Des Weiteren soll kurz auf Bewältigungs- und Lebensführungstypen eingegangen werden.

4.1 Typenbilder

Die Ausführungen zeigen, dass Arbeitslosigkeit ein komplexes Gebilde darstellt, bei dem die Betroffenen unterschiedliche Reaktionen zeigen.

In der wissenschaftlichen Forschung zu den sozialen und psychischen Folgen von Arbeitslosigkeit wurden und werden immer wieder Systematisierungen aufgestellt. Ziel dabei ist es, eine Typenbildung zu schaffen.

Die bekannteste Studie in diesem Bereich wurde von Jahoda et al. 1975 publiziert. Die Forschergruppe beschrieb die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und leitete daraus vier Haltungstypen ab, die unter der zunehmenden Armut entstanden:

Ungebrochene,
Resignierte,
Verzweifelte und
Apathische (vgl. Jahoda et al. 1975, S. 64 ff.).

Diese Handlungstypen können wie folgt charakterisiert werden:

Ungebrochene gehen Aktivitäten nach und empfinden Lebenslust. Diese Gruppe plant ihren Alltag, den Haushalt und auch die Kinder werden versorgt. Diese Menschen sehen noch Zukunftsperspektiven und kümmern sich selbst um eine Arbeit.

Bei den *Resignierten* herrscht ein relatives Wohlbefinden, eine gleichmütige erwartungslose Haltung. Die Ansprüche werden deutlich zurückgenommen, Pläne für den Alltag oder die Zukunft fehlen.

Die Gruppe der *Verzweifelten* haben wie die Ungebrochenen einen Haushalt, der sich in einem guten Zustand befindet. Die Kinder sind ebenfalls gut versorgt. Jedoch ist die Stimmung bei den Verzweifelten eher depressiv. Alles Tun scheint vergebens zu sein. Aus diesem Grund wird die Suche nach einer Arbeit eingestellt.

Die Menschen, die als *apathisch* beschrieben werden, sind passiv, planlos und zeigen Verfallserscheinungen. Haushalt und Kinder werden hier vernachlässigt. Diese Menschen müssen mit etwa der Hälfte des Einkommens leben, das Ungebrochenen zur Verfügung steht.

Gemeinsam haben alle vier Haltungstypen, dass das monatliche Einkommen es nicht erlaubt, Neuanschaffungen zu tätigen (vgl. ebd., S. 94 ff.). Eine weitere Folge ist, dass das Berufsbewusstsein der Menschen abnimmt und damit die Arbeitslosigkeit selbst zunehmend als Beruf angesehen wird. Einzig die Personen die erst vor kurzem aus der Lehre gekommen sind zeigten diese Erscheinung nicht (vgl. ebd., S. 98).

Dieser Befund wird von neueren Untersuchungen gestützt, die zeigen, dass „70 % der arbeitslosen Männer und Frauen unter 30 Jahre und 60 % der unter 40jährigen“ (Harych & Harych 1997, S. 64) sich mit der Arbeitslosigkeit abfinden, obwohl sie aufgrund dessen finanzielle Probleme haben.

In Anlehnung an die Marienthal-Studie wurde eine britische Untersuchung durchgeführt. Hier wurden drei Verarbeitungsstile herausgestellt:

Unter ‚Entrepreneures‘ fallen Menschen, die ihren Lebensunterhalt durch eine professionelle Nebentätigkeit bestreiten oder mit Schwarzarbeit,

‚Sufferers‘ zeigen hohe psychische und soziale Verfallserscheinungen und haben keine Eigeninitiative.

Im Gegensatz dazu stehen die ‚Survivors‘, sie haben ihren Tag strukturiert, klare Zielvorstellungen und zeigen trotz Geldmangels nur einen geringen Leidensdruck (vgl. Luedtke 1998, S. 258).

Neuere empirische Studien weisen darauf hin, dass bei der Verarbeitung von Arbeitslosigkeit eine Vielzahl von Faktoren Einfluss haben. Gemeint sind hier Be- und Entlastungsfaktoren, wie z. B. Alter, Familienrolle, Gesundheitszustand, die Dauer der Arbeitslosigkeit, die finanzielle Situation, Umgang mit Belastenden Situationen usw., die auf mehreren Ebenen wirken und sich gegenseitig nicht aufheben. Generell wird in den

Untersuchungen deutlich, dass mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit die Belastung ansteigt. Dies hat zur Folge, dass sich keine positiven Verarbeitungsstrategien einstellen (vgl. ebd., S. 258).

Weiterhin werden unterschiedliche Grundhaltungen gegenüber der Arbeitslosigkeit angenommen, die gleichzeitig verschiedene Bewältigungsformen aufweisen. Dazu gehören (1.) Menschen mit positiver Verarbeitung, (2.) die eher sozial isolierten und (3.) die eher deprimierten Menschen (vgl. ebd., S. 259).

Bei einer Untersuchung mit Langzeitarbeitslosen, speziell der Altersgruppe 46 bis 65 Jahre, wurden vier Gruppen aufgestellt, die nach *sozio-ökonomischen* und *erwerbsbiographischen* Merkmalen unterteilt wurden. Diese Gruppen weisen unterschiedliche Pläne und Perspektiven bei der Bewältigung ihrer Arbeitslosigkeit auf. Es ergaben sich die Arbeitsmarktorientierten, die Übergangorientierten, die sozialrechtlich Bedingten und die Gruppe ohne klare Übergangsperspektiven (vgl. ebd., S. 261 f.).

Die Gruppe der Arbeitsmarktorientierten wird mit insgesamt 43 % angegeben. Wie der Name bereits sagt, strebt dieser Personenkreis eine Wiedereingliederung an und bemüht sich selbst um Arbeit (vgl. ebd.).

Bei den Übergangorientierten werden mit insgesamt 26 % angegeben. Diese Gruppe kennzeichnet sich durch die vergleichsweise hohe Dauer, die sie in der Erwerbsarbeit zubringen. Somit ist dieser Personenkreis, der am wenigsten Zeit in Arbeitslosigkeit verbringt.

Die Gruppe der sozialrechtlich Bedingten wird insgesamt mit 13 % angegeben. Viele haben keine Berufsausbildung, was sich bei der Arbeitssuche negativ auswirkt. Auffällig ist, dass sich in dieser Gruppe viele geschiedene oder getrenntlebende Menschen fanden (vgl. ebd.).

In der Gruppe der Personen, die ohne klare Übergangsperspektiven sind, (verbleibende 28 %) wurde eine Heterogenität festgestellt. Die Arbeitslosmeldung dient hier häufig allein der Sicherung der Rentenanwartschaft. Die Männer in diesem Personenkreis ähneln den Übergangorientierten, diese Haltung erwerben sie jedoch erst im Laufe ihrer Arbeitslosigkeit, in der die Wiedereingliederung nicht gelingt (vgl. ebd., S. 261 f.).

Zusammenfassend kann man zu den Typenbildern sagen, dass die Studien in verschiedenen Bereichen auf die Selben Ergebnisse kommen. So sagen die Typenbilder von:

- Ungebrochenen (Marienthal-Studie)

- Survivors (britische Untersuchung/Anlehnung an die Marienthaler Studie)
- Arbeitsmarktorientierte (Untersuchung mit Langzeitarbeitslosen)

das Selbe aus.

Daneben stimmen auch die Ergebnisse zu den apathischen und den sufferers überein.

Das dauerhafte Ausgrenzen von Arbeitslosen durch die Gesellschaft lässt scheinbar eine ‚Schicht‘ Dauerarbeitsloser entstehen, denn viele Menschen stellen alle Anstrengungen ein, sobald sie sich gezwungen sehen, mit der Realität der Arbeitslosigkeit zu leben (vgl. Kronauer 1993, S. 234).

Die Einordnung der Arbeitslosigkeit in die eigene Erwerbsbiographie meint ebenso die Einordnung in die Lebensplanung. Die wahrgenommene Zeitlichkeit erzeugt bei den Betroffenen Druck. Dieser Druck lässt bei anhaltender Arbeitslosigkeit nach, somit droht aber die Gefahr, dass den Personen die Zukunftsperspektive gänzlich verloren geht. An der Art, wie die Arbeitslosen die Zeit ins Spiel bringen, ist erkennbar, inwiefern sie noch in der Lage sind, Lebensziele über die Erwerbsarbeit zu realisieren oder wie weit sie sich davon bereits gelöst haben (vgl. ebd., S. 79).

Anhand der gewonnenen Erkenntnisse können folgende drei Erfahrungsweisen geschlussfolgert werden, zu denen je zwei Typen gehören, die das Verhältnis der Arbeitslosigkeit zur eigenen Erwerbsbiographie darstellen sollen.

Eine Erfahrung ist, dass die Arbeitslosigkeit als eine integrierbare Phase in die Erwerbsbiographie erscheint; zu diesem Umgang mit Arbeitslosigkeit gehören die beiden Typen ‚Arbeitslosigkeit als Chance auf Zeit‘ und ‚Arbeitslosigkeit als Einschnitt‘, mit der man eine Zeitlang zurechtkommen kann, sie stellen die Qualität einer Arbeitsstelle nicht in Frage (vgl. ebd., S. 80, S. 89 ff.).

Eine zweite Erfahrungsweise ist, dass die Integrierbarkeit der Arbeitslosigkeit in die Erwerbsbiographie in Frage steht und beinhaltet die Typen: ‚Arbeitslosigkeit als Bedrohung, der man etwas entgegensetzen muss‘ und ‚Arbeitslosigkeit als Bedrohung, der man ausgeliefert ist‘. Sie sehen ihre beruflichen Perspektiven schwinden, in Folge reduzieren sie ihre beruflichen Wünsche. Diese Personen nehmen häufig Nebentätigkeiten auf, da sie die finanzielle Lage dazu zwingt. Sie versuchen verstärkt eine Arbeit zu finden und sich von stigmatisierten passiven Arbeitslosen abzugrenzen (vgl. ebd.).

Es kann aber auch die Erfahrung gemacht werden, dass Arbeitslosigkeit zur lebensbestimmenden sozialen Realität wird und ‚die Arbeitslosigkeit als schlechte Realität betrachtet, der man sich unterwirft‘ und ‚in der man sich einrichtet‘. Diese Gruppe ist gekennzeichnet durch ihren Rückzug vom Arbeitsmarkt. Dabei ist zu beachten, dass

der erste Typ vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen wurde und mit Resignation reagiert, während der letzte Typ die Phase des Leidens insofern ablegt, wie er die Orientierung an der Erwerbsarbeit verliert (ebd.).

Betrachtet man die Ergebnisse von Kronauer und Jahoda, stellt man fest, dass sich diese sehr gut vergleichen lassen. So kann man den Typ, der Arbeitslosigkeit als Chance auf Zeit sieht mit den Ungebrochenen vergleichen. Beide stellen trotz ihrer Arbeitslosigkeit die Qualität einer Arbeitsstelle nicht in Frage und begeben sich selbst auf die Suche nach einer neuen Tätigkeit.

Kronauers zweiter Typus: Arbeitslosigkeit als Bedrohung, der man etwas entgegensetzen muss' und ‚Arbeitslosigkeit als Bedrohung, der man ausgeliefert ist‘ findet man ebenfalls bei Jahoda wieder – den Resignierten. Berufliche Wünsche werden von diesen Typen zunehmend eingestellt.

Die Erfahrung, dass Arbeitslosigkeit zur lebensbestimmenden Realität wird und man sich dieser Situation unterwirft, d. h. sich vom Arbeitsmarkt zurück zieht, gleicht dem Typ der Verzweifelten (s. Jahoda).

Auch Arbeitslose in der Adoleszenzphase wurden untersucht. Probleme finden sich hier besonders im Bereich Identitäts- und Selbstwertgefühl. Im Verlauf der Untersuchungen wurden 64 Arbeitslose beider Geschlechter zwischen 18 und 30 Jahren interviewt. Letztlich wurden zum einen zwei Gruppen gefunden, die Arbeitslosigkeit als Blockierung verstanden. Sie stellten infrage, vollwertige Erwachsene zu sein, daher strebten sie eine Normalität sowohl beruflich als auch privat an.

Weitere zwei Gruppen erachten Arbeitslosigkeit als Lebensstandard, d. h. Arbeitslosigkeit wird als normal erachtet. Eine Änderung der Situation durch eine Arbeitsaufnahme wird bei diesen Gruppen nicht als notwendig erachtet. Auffällig war, dass hier eher Männer die Berufsarbeit als Ressource negierten. Als eher weibliches Vorgehen wird die Armutsökonomie, eine „individualisierte, quasi-professionalisierte Ämterkarriere auf Basis von Sozialhilfeabhängigkeit“ (Luedtke 1998, S. 263) gewertet.

In weiteren drei Verhaltensmustern wurde versucht aus der Arbeitslosigkeit heraus eines neues Leben zu beginnen (vgl. ebd.).

Zu den Folgen von Arbeitslosigkeit gehört durch die finanziellen Einbußen mit hoher Wahrscheinlichkeit ein sozialer Abstieg. Besonders Haushalte, die einkommensschwach sind, unterliegen einem höheren Verarmungsrisiko. Arbeitslosigkeit muss jedoch nicht immer negativ enden. Arbeitslosigkeit als Prozess kann auch erfolgreich bewältigt bzw. beendet werden. Zwischen den beiden Extremen liegt jedoch

ein Bereich, der von der Dauer der Arbeitslosigkeit beeinflusst wird, und zwar hinsichtlich materieller als auch subjektiver Bewältigungsmöglichkeiten (vgl. ebd., S. 264).

Weiterhin wird deutlich, dass neben dem Verlust der Zeit und Reaktionen wie Rückzug, Apathie u. a. auch Grenzen der Autonomie für die Arbeitslosen aufgrund ihrer Situation bestehen. Arbeitslosigkeit gleicht Sozialisation, denn die Menschen müssen neue Bewältigungsstrategien, neue Kompetenzen und Verarbeitungsstrategien erlernen. Sie müssen weiterhin wieder neu lernen, mit Zeit umzugehen, ihre eigene innere Uhr muss neu programmiert werden: „[d]ie Neuverantwortung der eigenen Person in anderen Zeitstrukturen, die Reorganisation der alltäglichen Abläufe, die Veränderung von Zeit- und Lebensrhythmen, wenn z. B. kostenintensive Freizeitbeschäftigungen reduziert oder Sozialkontakte eingeschränkt werden müssen.“ (Luedtke 1998, S. 277 f.).

Aufgrund der genannten Veränderungen sollen abschließend die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit im Hinblick auf gesundheitliche bzw. psychische Folgen betrachtet werden.

5. Gesundheitliche Folgen der Arbeitslosigkeit

Arbeitslosigkeit gilt als eines der schädlichsten Ereignisse für das Wohlbefinden des Menschen. Obwohl die Folgen von Arbeitslosigkeit relativ gut bekannt sind, werden die psychischen Auswirkungen, die diese Situation mit sich bringt, in der Politik nicht zur Kenntnis genommen (vgl. <http://www.uni-giessen.biz/content/publications/382.pdf>). In dem folgenden Kapitel sollen kurz die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit, speziell auf die Psyche, dargestellt werden.

In der Literatur wird zum Thema Arbeitslosigkeit und psychische Störungen oft auf Untersuchungen aus den 30er Jahren zurückgegriffen (vgl. Frese & Mohr 1978, S. 284). Es soll versucht werden aufzuzeigen, inwiefern sich diese Erkenntnisse auf die heutige Situation übertragen lassen und wo es Unterschiede gibt.

In den 30er Jahren führte die Arbeitslosigkeit dazu, dass die Menschen nicht genügend Nahrung hatten. Der Kauf neuer Bekleidung war nicht möglich, häufig hatten die Kinder keine Schuhe. Die ärztliche Versorgung war nur in geringem Maße gewährleistet und das System der Arbeitsbeschaffung gab es in diesem Sinne nicht (vgl. ebd.).

Obwohl sich die Situation der Arbeitslosen heute z.B. in Bezug auf die medizinische Betreuung geändert hat, bestehen dennoch auch noch einige

Übereinstimmungen, so z. B. dass die Arbeitslosen aufgrund der gestiegenen Bedürfnisse der Menschen heute ebenfalls große Einschränkungen in der finanziellen Situation hinnehmen müssen. Zurückstellungen finden in allen Lebensbereichen statt, sogar am Essen wird gespart. Die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit in der heutigen Zeit sind zwar nicht vollständig mit denen der 30er Jahre vergleichbar, allerdings sind viele Dinge im Laufe der Zeit einfach selbstverständlich geworden und so entstehen viele Schwierigkeiten für die Arbeitslosen von heute (vgl. ebd., S. 284 f.).

Die psychischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit sind jedoch nicht nur mit den finanziellen bzw. materiellen Einschnitten verbunden. Ein entscheidender Faktor ist damals wie heute der Verlust der Arbeit und damit bestimmter Rollen, die man einnimmt. In Kapitel 4 wurde bereits näher beleuchtet, wie Arbeit den Menschen bindet. Probleme wie z. B. Diskriminierung oder das Gefühl, selbst für die Arbeitslosigkeit verantwortlich zu sein, sind im Vergleich zu den 30er Jahren noch gestiegen (vgl. ebd., S. 285).

Auch die Angst, arbeitslos zu werden, lässt psychische Probleme entstehen (vgl. ebd., S. 288). Untersuchungen zeigen, dass Angst die erste Reaktion darstellt, nachdem eine Kündigung oder Betriebsschließung mitgeteilt wurde. Das Gefühl der Hoffnungslosigkeit stellt sich bei vielen ein, verbunden mit dem Gefühl, nichts tun zu können, um aus der Situation auszubrechen. Dies erzeugt die sog. *erlernte Hilflosigkeit*, wie sie z.B. von Seligmann untersucht und beschrieben wurde. Dabei handelt es sich um die Annahme, dass Menschen hilflos werden, wenn sie einige Zeit keine Kontrolle über ihr Leben ausühen konnten. Die Folge ist, dass aktives Handeln eingestellt wird. Damit verbunden ist, dass sich das Selbstwertgefühl sowie das Selbstbewusstsein vermindert und sich häufig Depressionen einstellen (vgl. ebd., S. 292).

In einer Längsschnittstudie wurde bei den Personen, die sich über längere Zeit in der Arbeitslosigkeit befanden, ein höherer Depressionswert gefunden als bei den Personen, die in Rente gegangen sind und über diese Möglichkeit aus der Arbeitslosigkeit ausbrachen. Mit dieser Studie wurde weiterhin belegt, dass sich Depressionen und die Dauer von Arbeitslosigkeit nicht gegenseitig beeinflussen. Weitere Folgen bestehen darin, dass Freizeitaktivitäten nicht mehr stattfinden, in vielen Ehen kommt es zu Problemen, die sich im Laufe der Zeit ausweiten. Weiterhin bricht der Freundeskreis, sofern einer bestand, zunehmend weg (vgl. ebd., S. 296 ff.).

Arbeitslosigkeit aber auch bereits die Erwartung, dass diese Situation eintreten wird, führen zu physiologischen Veränderungen, von denen bekannt ist, dass diese wiederum mitverursachend für psychosomatische Störungen sind (vgl. ebd., S. 309).

Für die Interpretation einer Situation, hier speziell der Situation Arbeitslosigkeit, sind unter anderem die drei Dimensionen der Zeit (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) relevant. Anhand dieser Vergleiche und Überlegungen werden Handlungsweisen entwickelt. Daher wird angenommen, dass bestehende Handlungs- und Interpretationsmuster auch in neuen Situationen, wie z. B. Arbeitslosigkeit, aufrechterhalten werden (vgl. ebd., S. 310 f.). Welche positiven als auch negativen Aspekte die Situation der Arbeitslosigkeit mit sich bringt, wurde bereits im Kapitel 4 erläutert.

Durch das Ungleichgewicht der neuen Situation Arbeitslosigkeit können Stressreaktionen entstehen, die sich in dem Maße verringern, sich die Person an die Arbeitslosigkeit anpasst. Geschieht dies, tritt häufig Resignation ein, die Ansprüche werden zunehmend zurückgeschraubt, Pessimismus und Depressionen verstärken sich. Die Personen fühlen sich häufig nutzlos. Wird zudem erkannt, dass die Bemühungen um eine Arbeit von der Marktsituation abhängen, verstärkt sich diese Empfindung. Bei Frese & Mohr (1987) wird dies mit *Kontrollverlust* verglichen: je stärker Kognitionen von der Einschätzung der Nichtkontrolle beeinflusst werden, umso mehr tritt erlernte Hilflosigkeit in den Vordergrund (vgl. ebd., S. 313).

Die Depression steigt häufig so weit an, dass Personen, die vor Beginn der Arbeitslosigkeit unauffällig waren, psychiatrisch behandelt werden. Auch Suizidgedanken werden als Folge der Niedergeschlagenheit beschrieben. Weiterhin äußert sich die Niedergeschlagenheit durch langsamere Bewegungen, langsamere Gehgeschwindigkeit, verringertes Interesse am Leben usw. Psychosomatisch sind oft Schmerzen, z. B. Kopf- und Rückenschmerzen. Die Wahrscheinlichkeit, einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt zu bekommen, ist erhöht. Das Immunsystem ist durch den bestehenden Stress angegriffen, somit besteht eine erhöhte Anfälligkeit für Infektionskrankheiten.

Ferner ist aufgrund der genannten Folgen festgestellt worden, dass Arbeitslosigkeit die Lebenserwartung verringert und negative Gewohnheiten, wie z. B. Alkohol- oder Tabakkonsum, verstärkt werden. Sofern in den Familien bereits vor der Arbeitslosigkeit ein angespanntes Verhältnis herrschte, wird dies mit der Arbeitslosigkeit mit großer Wahrscheinlichkeit vertieft werden (vgl. <http://www.uni-giessen.biz/content/publications/382.pdf>).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass viele Studien zeigen, wie schädlich sich Arbeitslosigkeit auswirkt. Eine vollständige Darstellung der Auswirkungen wird nicht beansprucht.

Obwohl die Situation heute gegenüber der der 30er Jahre eine andere ist, bringt der Wertewandel doch neue Probleme mit sich. Es wurde aufgezeigt, dass sich manifestierte Handlungsabläufe nicht bzw. nur schlecht ablegen lassen. Wir versuchen, was auch immer passiert, an diesen gelernten Handlungen festzuhalten.

6. Fazit

Die Ergebnisse der Arbeitslosenforschung machen deutlich, dass der Verlust des Arbeitsplatzes nicht nur ökonomische Einbußen mit sich bringt, sondern auch psychische Auswirkungen hat. Allein schon das Wissen darum, dass ein Betrieb geschlossen wird bzw. Mitarbeiter entlassen werden, erzeugt Stress. Ein Großteil der Bevölkerung hat Angst vor Arbeitslosigkeit.

In unserer Gesellschaft scheint Arbeitslosigkeit lediglich in Zahlen und Modellen zu existieren, also nur ein rein ökonomisches Problem dazustellen. In den Diskussionen zum Thema geht es nie oder nur selten um die Folgen, die Arbeitslosigkeit mit sich bringt. Die Betroffenen werden mit ihrem Schicksal allein gelassen, viel schlimmer noch, sie werden zum Teil sogar beschimpft, diskriminiert und für ihre Situation selbst verantwortlich gemacht, obwohl auch Arbeitslosigkeit den Wechselwirkungen von Mikro- und Makroebene unterliegt. Arbeitslosigkeit ist nicht dauerhafte Freizeit, sie bedeutet für viele Menschen enormen Kraftaufwand, denn allein das Schreiben von Bewerbungen kostet oft viel Energie, bei einer nicht enden wollenden Kette von Absagen. Es ist nicht von der Hand zu weisen – wie Studien belegen –, dass es Menschen gibt, die nicht die Absicht hegen, eine Arbeit aufzunehmen. Jedoch kann und darf diese Tatsache nicht auf alle Arbeitslosen übertragen werden.

Die Folgen, die Arbeitslosigkeit mit sich bringt, wie z. B. Depressionen oder psychosomatische Erkrankungen (Bluthochdruck, Magengeschwüre, Kopfschmerzen usw.), wirken sich ebenfalls auf die Partner und Kinder aus. In Anbetracht von über drei Millionen Arbeitslosen ist somit die Anzahl der direkt oder indirekt betroffenen Menschen noch weitaus größer.

Ohne Arbeit verlieren viele Menschen ihr Zeigefühl und fühlen sich wertlos. Durch die Sozialisierung seit unserer Kindheit gibt uns Arbeit eine Strukturierung, die in der Arbeitslosigkeit nicht oder kaum aufrechterhalten werden kann. So wie in allen anderen Lebenslagen bekommen wir auch mit der Arbeit eine Rolle zugewiesen, häufig kann diese nicht ohne weiteres wieder abgelegt werden.

Sind wir süchtig nach Arbeit? Diese Frage kann hier nur kurz angeschnitten, jedoch nicht ausgiebig geklärt werden.

Im Zusammenhang mit Sucht findet man in der Literatur Arbeitssucht oder auch Workaholismus: den immer größer werdenden Druck von außen, aber auch oft von innen, den zunehmend schneller werdenden Rhythmus, das Verlangen nach immer mehr Arbeit, die perfekter werden muss. Man könnte sagen, dass es sich um einen zwanghaften Umgang mit Arbeit handelt. Das Verlangen nach Arbeit wird immer mächtiger. Arbeitssucht beinhaltet aber auch das Gegenteil, die Arbeitsvermeidung oder das Aufschieben von Arbeit aus Angst vor Misserfolgen, aber auch hier spielt Perfektion eine Rolle.

Wird Arbeit von uns überbewertet? Durch die psychische Bindung scheint uns Arbeit eine Identität und ein positives Selbstwertgefühl zu geben. Menschen werden über ihren Berufstitel definiert und viele tun dies auch selbst. Aussagen von Personen verraten viel über ihre Einstellung zu ihrer Arbeit.

Arbeit ist schon lange nicht mehr nur das halbe Leben, sondern das ganze. Die Funktion, die Arbeit heute zugeschrieben bekommt, erfüllten vor noch nicht so langer Zeit die Familie, das Gemeinwesen, Sport oder Hobbys. Arbeit wird somit zur Ersatzfamilie. Der Arbeitsplatz bietet viele Vorteile, er ist z. B. kontrollierbar, liefert soziale Kontakte und widrige Alltagsaufgaben müssen nicht erledigt werden. Das Streben nach der Ausübung eines Berufs und der Erhalt von Geld dienen somit nicht nur zu Konsumzwecken.

Es geht um Selbstwert, um die Tatsache, gebraucht zu werden, wichtig zu sein. Die eigene Familie will versorgt werden, Waschen und Putzen stehen an der Tagesordnung und die eigenen Kinder tun häufig nicht das, was man möchte und Auseinandersetzungen müssen geführt werden.

Arbeit könnte aber auch als Gegenpol zur Freiheit gesehen werden. Fakt ist, dass jeder Arbeit anders bewertet und wahrnimmt. Der eine sieht in ihr eine Notwendigkeit, während andere sich ein Leben ohne Arbeit nicht vorstellen können, sie sehen in ihr den Inhalt ihres Lebens an. Auch die Menschen früher haben sich über ihren Job, ihre Arbeit, identifiziert. Heute wird das von den Menschen sogar verlangt und unter *corporate identity* gepriesen. Und wenn die Menschen doch scheitern und ihren Job verlieren, ist es im Allgemeinen egal, womit sich die Person identifiziert. Heute kämpft jeder für sich – selbstverständlich dennoch teamfähig.

Die jeweilige Einstellung der Menschen zur Arbeit ist kulturabhängig. Während in der Antike Arbeit rein körperlich war und nur von Sklaven ausgeführt wurde, wurde im Mittelalter zunehmend auch geistige Arbeit darunter verstanden. Arbeit erhielt seit der

Reformation eine kulturelle Umerzählung, denn sie stand gerade im Protestantismus in einem eindeutig religiösen Zusammenhang. Die jeweiligen Sinnzusammenhänge, die mit Arbeit einhergehen, sind von daher immer auch etwas gemachtes, hergestelltes. Die heutige Gesellschaft sieht in der Arbeit die Sinnerfüllung des Lebens, ohne sie verliert der Einzelne finanziell und sozial an Status. Da sich die Ansicht, dass Arbeit den Dreh- und Angelpunkt unseres Lebens darstellt, in dem Denken der Menschen fest verankert hat, tun die meisten Menschen alles, nur um ihre Arbeit zu behalten und die Karriereleiter zu erklimmen. Es ist nicht verwunderlich, dass sich die Zufriedenheit mit der Arbeit nicht mehr einstellen will, stattdessen machen sich Angst und Unsicherheit in der Gesellschaft breit. Wer seine Arbeit verliert, verliert nicht nur materiell, sondern seine gesamte Persönlichkeit.

Im Kapitel emotionale Bindung wurden positive als auch negative Aspekte aufgezeigt. Dass Arbeit mit guten Leistungen verrichtet wird, wenn eine positive Einstellung zugrunde liegt, ist leicht nachvollziehbar. Fehlt die Anerkennung für die geleistete Arbeit und ist zudem das Einkommen sehr gering, stellt sich die Lust an der Arbeit nicht ein, die Motivation sinkt, Frustration entsteht, was Stress mit sich bringt. Das Immunsystem kann nicht mehr leisten, was es sollte, auch psychisch hat dies enorme Folgen.

Die Firmen wissen um die Wirkung von Emotionen, daher werden bei der Werbung um Mitarbeiter häufig Begriffe verwendet, die eine emotionale Bedeutung für uns haben. Da geht es um Begriffe wie Risiko, Leidenschaft, Erfolg, Unabhängigkeit, Flexibilität, Verantwortung usw.

Es kann ganz unterschiedliche Gründe haben, warum eine Tätigkeit als persönlich wertvoll erlebt wird. Meistens ist es eine Kombination aus verschiedenen Aspekten.

Nicht mehr einer bezahlten Arbeit nachzugehen, könnte als Chance verstanden werden, aber es birgt auch die Herausforderung in sich, eine Tätigkeit zu finden, die den eigenen Interessen und Werten entspricht, damit sie als sinnvoll erlebt wird und zum Wohlbefinden beiträgt. Diese Herangehensweise an Arbeit scheint schwierig, ist aber umso wichtiger für die eigene Persönlichkeit, wenn die vorgegebenen Werte, wie sie mit bezahlter Arbeit verbunden sind, wegfallen.

Die Arbeit hat ihren Sitz im Bewusstsein der Menschen und beeinflusst Denken, Handeln und Vorstellungskraft. Wir müssen lernen, sie nicht mehr als das zu betrachten, was man hat oder nicht hat, sondern als das, was wir tun (vgl. Negt 2001). Somit lässt sich zusammenfassend sagen, dass in unserer Gesellschaft Arbeit überbewertet wird.

Literaturverzeichnis

- Arendt, H. (2002). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper Verlag.
- Ax, C. (2009). *Die Könnensgesellschaft. Mit guter Arbeit aus der Krise*. Berlin: Rhombos Verlag.
- Bertram, H. (2000). *Arbeit, Familie und Bindungen*. in: Kocka, J., Offe, C. (2000). *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt/Main: Campus Verlag GmbH.
- Brehm, M. (2001). *Emotionen in der Arbeitswelt. Theoretische Hintergründe und praktische Einflussnahme*. in: *ARBEIT*. Heft 3, Jg 10 (2001). (S. 205 – 218).
- Brenner (2006). *Arbeitslosigkeit*. in: Stoppe, G., Bramesfeld, A., Schwartz, F.-W. (2006). *Volkskrankheit Depression? Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Heidelberg: Springer Verlag.
- Büssing, A. (1993). *Arbeitslosigkeit*. in: Schorr, A., *Handwörterbuch der Angewandten Psychologie*. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag GmbH.
- Colman, J. S. (1986). *Die asymmetrische Gesellschaft. Vom Aufwachsen mit unpersönlichen Systemen*. Weinheim: Beltz Verlag.
- Dettlingen, W. (2000). in: Kocka & Offe, *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Dülmen, R. (2000). in: Kocka & Offe, *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Durkheim, E. (1988). *Über Soziale Arbeitsteilung. Studien über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Freichels, H.-J., Arendt, B., Dammer, I., Fritz, P., Meuser, K. (1984). *Wider die Seelenlose Psychologie*. Köln: Arbeitskreis Morphologische Psychologie e. V.
- Frese, M., Greif, S., Semmer, N. (1978). *Industrielle Psychopathologie*. Bern: Hans Huber Verlag.
- Frese, Michael (1990): *Arbeit und Emotion – Ein Essay*. (S. 285 – 301). in: Frei, F., Udris, I. (1993). *Das Bild der Arbeit*. Bern: Hans Huber Verlag.
- Freund, S. (2007). *Arbeitszufriedenheit und Emotionen*. Seminararbeit.
- Hartmann, U. (2001) *Deutung von Arbeit in monastischer Lebensform mit Schwerpunkt auf dem Zisterzienserorden*. in: Kreuzer, A., Bohmeyer, A: (Hrsg): "Arbeit ist das halbe Leben" - Zum Verhältnis von Arbeit und Lebenswelt. Beiträge eines interdisziplinären Workshops; Frankfurt/M. 2001 (Frankfurter Arbeitspapiere zur gesellschaftsethischen und sozialwissenschaftlichen Forschung; 27).

- Harych, H., Harych, P. (1997) Arbeitslosigkeit und gesundheitliche Folgen in Ostdeutschland. Hamburg: Argumente Verlag.
- Hesse, G. (2003). Die Arbeit nach der Arbeit. Für eine emotionale Erweiterung des Arbeitsbegriffs. (S. 90 – 108). in: Meschnig, A., Stuhr, M. (Hg.). Arbeit als Lebensstil. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Hoffmann, N., Hofmann, B. (2004). Arbeitsstörungen. Ursachen, Selbsthilfe, Rehabilitationstraining. Weinheim: Beltz Verlag.
- Husserl, E. (1954): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, den Haag.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F., Zeisel, H. (1975). Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. (1. Auflage). Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Jung, M.L. (1999) Lebenswelt und Einstellung in der Phänomenologie Husserls. Inaugural – Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie. Geschichte – Philosophie – Theologie der Universität Wuppertal.
- Kocka, J, Offe, C. (2000). Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/ Main: Campus Verlag.
- Kreutzer, A., Bohmeyer, A: (Hrsg): "Arbeit ist das halbe Leben" – Zum Verhältnis von Arbeit und Lebenswelt. Beiträge eines interdisziplinären Workshops; Frankfurt/M. 2001 (Frankfurter Arbeitspapiere zur gesellschaftsethischen und sozialwissenschaftlichen Forschung; 27).
- Kronauer, M., Vogel, B., Gerlach, F. (1993). Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung. Frankfurt/ Main: Campus Verlag.
- Luedtke, J. (1998). Lebensführung in der Arbeitslosigkeit. Differentielle Problemlagen und Bewältigungsmuster. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag.
- Manthey, H. (2003). Menschliche Organisation und verorganisierte Menschen. Zur Emotionalisierung von Arbeitsbeziehungen. (S. 109 – 132). in: Meschnig, A., Stuhr, M. (Hg.). Arbeit als Lebensstil. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Mayring, P., Ulich, D., (1992). Grundriss der Psychologie. Psychologie der Emotionen. (Band 5). Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Mitscherlich, A. (1963). Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München: Piper Verlag.
- Moser, K., Paul K.,I. (2007). Wirtschaftspsychologie. S.286.301, Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Negt, O. (2003). Flexibilität und Bindungsvermögen. Grenzen der Funktionalisierung.

- (S. 13 – 25). in: Meschnig, A., Stuhr, M. (Hg.). Arbeit als Lebensstil. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Negt, O. (2001). Arbeit und Menschliche Würde. Göttingen: Steidel Verlag.
- Nippel, W. (2000). in: Kocka & Offe, Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Oexle, O. G. (2000). in: Kocka & Offe, Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Reisch, L. (1994). Hauptsache Arbeit? in: Hoffmann, H., Kramer, D. (Hrsg.) Arbeit ohne Sinn? Sinn ohne Arbeit? Weinheim: Beltz athenäum Verlag.
- Rothschild, K.W. (1990). Arbeitslose? Gibt's die? Ausgewählte Beiträge zu den ökonomischen und gesellschaftspolitischen Aspekten der Arbeitslosigkeit. Marburg: Metropolis Verlag.
- Saß, H., Wittchen, H.-U., & Zaudig, M. (2001). *Diagnostisches und statistisches Manual Psychischer Störungen DSM-IV. Deutsche Bearbeitung und Einleitung* (3. Auflage). Göttingen: Hogrefe Verlag.
- Schorr, A. (1993). Handwörterbuch der Angewandten Psychologie. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag GmbH.
- Sennett, R. (2000). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. (6. Aufl.). Berlin: Berlin Verlag.
- Siegenthaler, H. (2000). in: Kocka & Offe, Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/ Main: Campus Verlag.
- Temme, G.; Tränkle, U. (1996). Arbeitseemotionen. Ein vernachlässigter Aspekt in der Arbeitszufriedenheitsforschung; in: ARBEIT, Heft 3, 5. Jg., 275-297.
- Ulich, D. (1982). Das Gefühl. Einführung in die Emotionspsychologie. München: Urban und Schwarzenberg.
- Wilpert, B. (1994). Vergeht den Deutschen die Arbeitslust? in: Hoffmann & Kramer (Hrsg.) Arbeit ohne Sinn? Sinn ohne Arbeit? Weinheim: Beltz athenäum Verlag.

Internetquellen:

<http://www.etymonline.com/index.php?search=gob&searchmode=none>, 02.09.2010.

<http://bidok.uibk.ac.at/library/imp15-00-psychisch.html>, 02.09.2010.

<http://www.uni-giessen.biz/content/publications/382.pdf>, 04.09.2010.